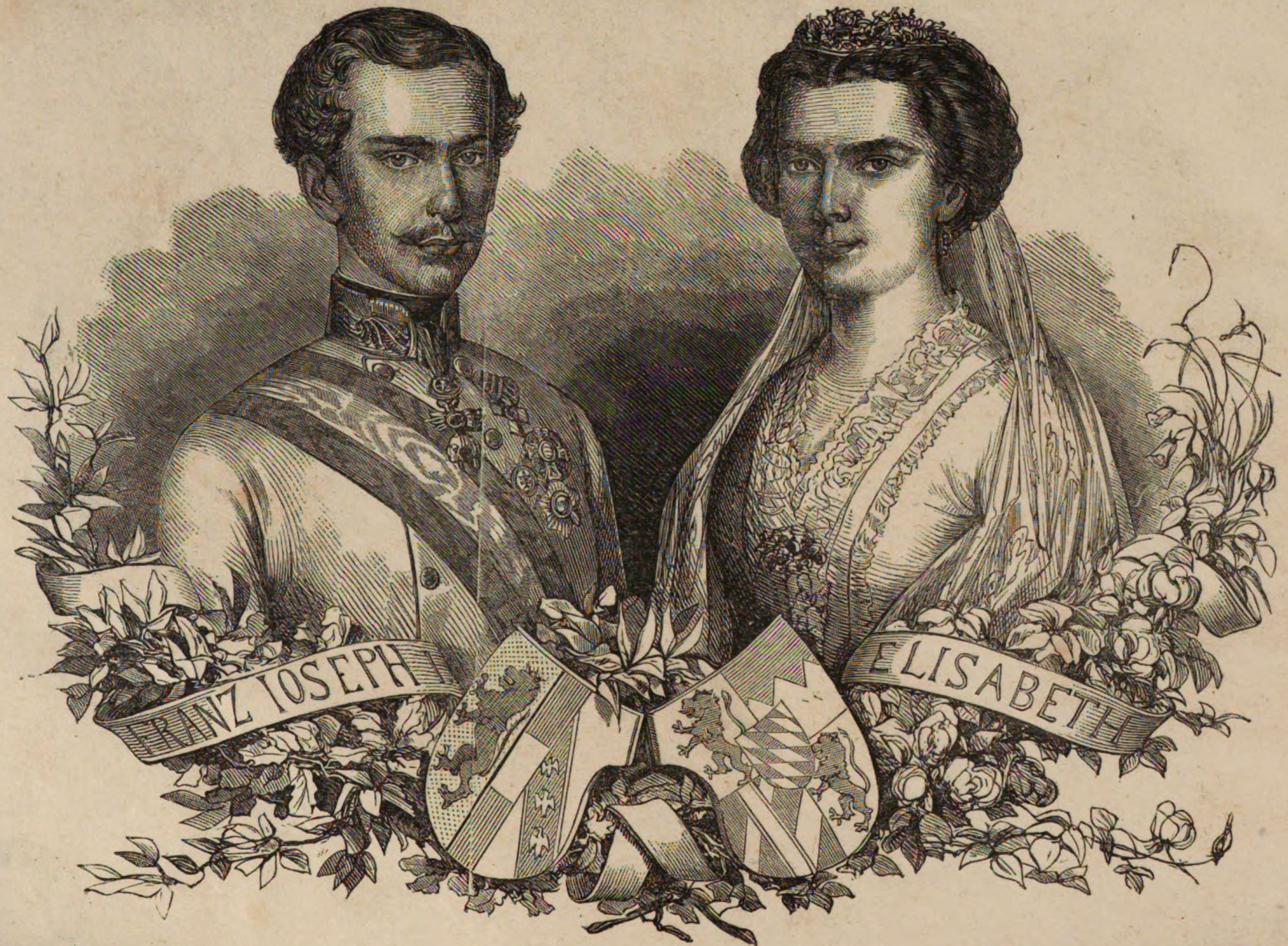
Lesso 1 1 2
Stilyer 2 2 4
Ledos 3 2 5
[illegible] 928
S. Hengel.

D/
62/280-


FRANZ JOSEPH
ELISABETH

Dieses Buch gehört ganz Oesterreich!

AUSTRIA.

Pracht = Album

zur

Erinnerung der allerhöchsten Vermählung

Seiner k. k. Apostol. Majestät

des Kaisers

FRANZ JOSEF I.

mit

Ihrer königl. Hoheit der durchlauchtigsten Prinzessin

ELISABETH

in Baiern.

Von

REYHONGS.

(Mit 60 xylographischen Stichen aus der xylographischen Anstalt der österr. illustr. Zeitung in Wien.)

Wien, 1854.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Einleitung.

Der Antheil, welchen Oesterreichs Völker an Allem nehmen, was S. M. unseren allergnädigsten Monarchen betrifft, ist stets ein mehr als gewöhnlicher; er spricht sich aber nicht allein in den Marken Seines schönen, ausgedehnten Reiches, sondern auch weit über die Grenzen desselben aus und umfaßt in Ihm zugleich Sein ganzes Haus und Seine Familie. Als im vorigen Jahre die Nachricht von des Kaisers Verlobung mit der im blühendsten Jugendalter stehenden durchlauchtigsten Herzogin Elisabeth in Baiern zu uns drang und sich dann über den ganzen Continent verbreitete, war es die ungeheuchelte Freude, womit diese Kunde allgemein aufgenommen wurde, ja es war eine rührende Sehnsucht, mit welcher der Kern des österreichischen Volkes der wirklichen Vermählung Sr. Majestät des Kaisers entgegensah und Ihm dazu von Herzen Heil, Glück und Segen wünschte. Die Gefühle des Volkes sprachen sich in einer so treuloyalen und innigtheilnehmenden Weise aus, das es wohl beherzigenswerth ist, wenn der Geschichtsschreiber diesen Akt verewigt. Forscht man aber nach der Ursache dieser Sympathie, so möchte man diese — Manchen vielleicht unerklärbare Anhänglichkeit — einen höheren geheimnißvollen Drang, ja fast einen religiösen Impuls nennen und zuschreiben, der sich für den jugendlichen Herrscher Oesterreichs ausspricht, weil Er, kaum 18 Jahre alt, den heroischen Muth besaß, die Zügel der Regierung in einer Zeit zu ergreifen, wo das Staatsschiff im wildesten Sturm dahingetrieben wurde und nur seiner Kraft und Energie es gelang in den sichern Hafen zu steuern. Diese Aufgabe, welche sich Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph gestellt, war eine schwere, doch die Art, wie Er auf alle Freuden der Jugend verzichtete und sich mit aller Hingebung deren Lösung unterzog und sie glücklich vollendete, war wohl geeignet das allgemeinste Interesse zu erregen und an die Person des Monarchen zu fesseln.

Es ist daher erklärlich, daß die Vermählung Sr. Majestät des Kaisers mit Ihrer königl. Hoheit der durchlauchtigsten Prinzessin Elisabeth in Baiern, welche auf Grund gegenseitiger inniger Neigung und freier Wahl am 24. April 1854 in Wien stattfand, die Liebe und Verehrung für denselben wo möglich noch steigerte, da dieses innige Band ein neuer Hoffnungsstern für Oesterreich eine neue Bürgschaft für unser Glück und Wohlergehen ist, weil *neben der Macht die Liebe waltet, weil uns der geliebte Monarch eine edle, schöne und hochherzige junge Kaiserin jetzt zur Mutter gab.*

O möge Sie die schweren Pflichten und Sorgen, welche das Geschick Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph auferlegte mit Liebe stets tragen helfen; möge Sie — aus deren Augen Güte und Milde strahlt — dem Ernst des Lebens stets ein freundliches Lächeln abzugewinnen wissen; möge Sie uns die alten Laren des Haus- und Familienlebens wieder bringen, die weltbekannte österreichische *Gemüthlichkeit*, die *Einigkeit* und die *Liebe zu Gott und dem Nebenmenschen!*

Gott segne das kaiserliche Paar!

Wien den 24. April 1854.

Reyhongs.

Dem kaiserlichen Brautpaare.

Es ist so schön, wenn sich zwei Herzen finden
Wo Lieb' und Treu' aus beider Augen lacht,
Und sich dann fest für dieses Sein verbinden
Im süßen Glück, wie sie es sich gedacht;
Die freie Wahl, der mächt'ge Zug der Seele,
Schlingt um solch Paar ein diamantnes Band,
An ihrem Heerd singt spät noch Philomele —
Noch Enkel segnen wo die Hütte stand. —

Doch selten kann nach seinem Herzen wählen
Ein Herrscher frei sein ehelich Gemahl;
Wo tausend Paare liebend sich vermählen
Muß er oft bill'gen eine fremde Wahl; —
Und wo der Aermste seiner Unterthanen
Sein Weib sich wählt — da muß für Thron und Land
Zuerst Er sorgen — und des Herzens Ahnen,
Vergessen in ein schimmerndes Gewand.

Doch unser Kaiser, Oestreichs starke Eiche,
Verschenkte Herz und Hand mit frohem Muth
An Jugendanmuth Ihm verwandtes Gleiche,
Zwei Herzen tauschten ihre reine Gluth!
Ein Blick genügte, um für's ganze Leben,
Zu zünden Hymens stärkste Flamme an:
O möge Gott den reichsten Segen geben,
Denn Lieb' und Macht beherrschen Oest'reich dann.

Ja Lieb' und Macht, und Anmuth, Geistesstärke,
Und Jugend, Schönheit, inn'rer Herzenswerth,
Sie herrschen jetzt vereint auf Oest'reichs Throne
Seitdem des Volkes Mutter eingekehrt.
Und jubelnd rufen heute Millionen:
„Du, unser Stolz! Du heldenmüth'ger Aar!
„Sie wird Dir tausend Sorgenstunden lohnen,
„Drum dreimal hoch, Du schönes Kaiserpaar!"

Die Donau-Nixe.

Auf dunkelgrünen Fluthen
Schwimmt schnell ein Schiff dahin,
Bewimpelt reich mit Flaggen
Als trüg's 'ne Kaiserin;
Doch diesmal schifft die Donau
— Ganz Oest'reich jubelt's laut —
Hinab nach Vindobona
Die schönste Kaiserbraut.

Und drunten, in der Tiefe,
In ihrem Glaspallast,
Da frägt die Donau-Nixe:
„Was schwimmt dort für ein Gast?" —
Und als ihr wird gemeldet
Es sei des Kaisers Braut,
Da gibt sie ihren Schwestern
Befehle rasch und laut:

„Hinauf und seid behende,
„Und tragt des Schiffes Kiel!
„Ihr Andern, wehrt der Wellen
„Oft trügerischem Spiel
„Damit die schönen Augen
„Der Braut nicht ängstlich schaun,
„Dann wird Sie frei und herzlich
„Gleich Oest'reichs Volk vertrau'n!

„Denn Sie wird uns're Mutter,
„Des Kaisers Ehgemahl;
„Und wie sich Beide lieben
„Aus eig'ner, freier Wahl,
„So wird auch Ihre Liebe
„Beglücken unser Land,
„Und Volk und Thron umschlingen
„Ein innigtreues Band.

„Drum soll die junge Fürstin,
„Auch treu von uns bewacht,
„Hinab die Donau schiffen
„So sanft Ihr Auge lacht;
„Ihr Leben soll dem gleichen —
„Stets heiter, glücklich sein,
„Und käme je ein Wölkchen,
„Doch gleich d'rauf Sonnenschein.

„Ihr habt getreu vollzogen
„Wie ich Euch gab den Plan;
„Ich sah bei Nußdorf's Ufern
„Viel Tausend Menschen nah'n;
„Das war ein lautes Jauchzen
„Und Freun, — wie nie erschaut,
„Ich selber rief am laut'sten:
„Es leb' die Kaiserbraut!"

Auf dunkelgrünen Fluthen
Schwimmt sanft ein Schiff dahin,
Bewimpelt reich mit Flaggen
Als trüg's 'ne Kaiserin;
Doch diesmal schifft die Donau
— Ganz Oest'reich jubelt's laut —
Hinab nach Vindobona
Die schönste Kaiserbraut.

Die Sterne Oesterreichs!

Ein neuer Stern betritt die Bahn,
Um seine Strahlen zu entfalten,
Ganz Oest'reich sieht sein stilles Nahn
Und hoffet auf sein segnend Walten,
Und fleht zum Vater dieser Welt:
Sei Du's, der Alles wohl bestellt!

Dem Kaiser gebe Glück und Heil!
Dann ruht es auch in unsern Händen.
Bei Allem nimm, Allmächt'ger, Theil,
Und hilf Ihm treulich es vollenden,
Damit einst, wenn Er längst ergraut,
Sein Volk in Ihm den Vater schaut.

Der neue Stern, Sein Eh'gemahl,
Sei Seines Herzens Stolz und Freude;
So, wie Sein Volk beglückt die Wahl,
So segne Du Sie, Vater, Beide!
Und laß im innigsten Verein
Ihn — Vater uns, Sie — Mutter sein.

Was heilig Ihre Brust durchbebt,
Es werd' im Volke stets zur Wahrheit,
Ein leuchtend Vorbild, das belebt
Zum schönern Sein mit Himmelsklarheit:
Zwei Sterne — dann einander gleich —
Sie bringen Heil ganz Oesterreich!

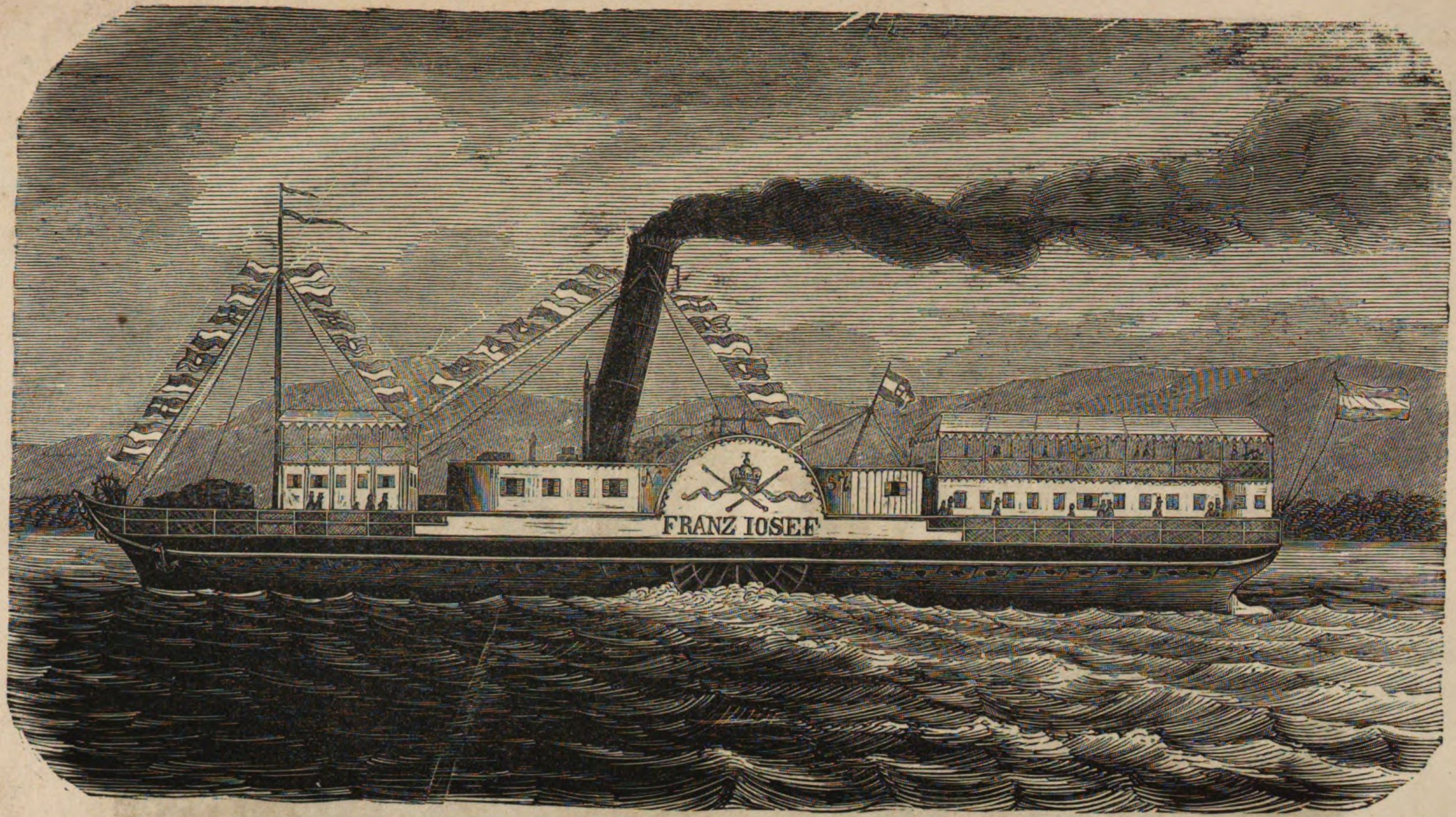
Oesterreichs Kaiser-Eiche.

Auf stolzer Höh' thront eine starke Eiche
Und streckt die Zweige weit hinaus in's Land,
So daß, bedeckt von ihrer mächt'gen Krone,
Ein großes Reich den treusten Schützer fand.

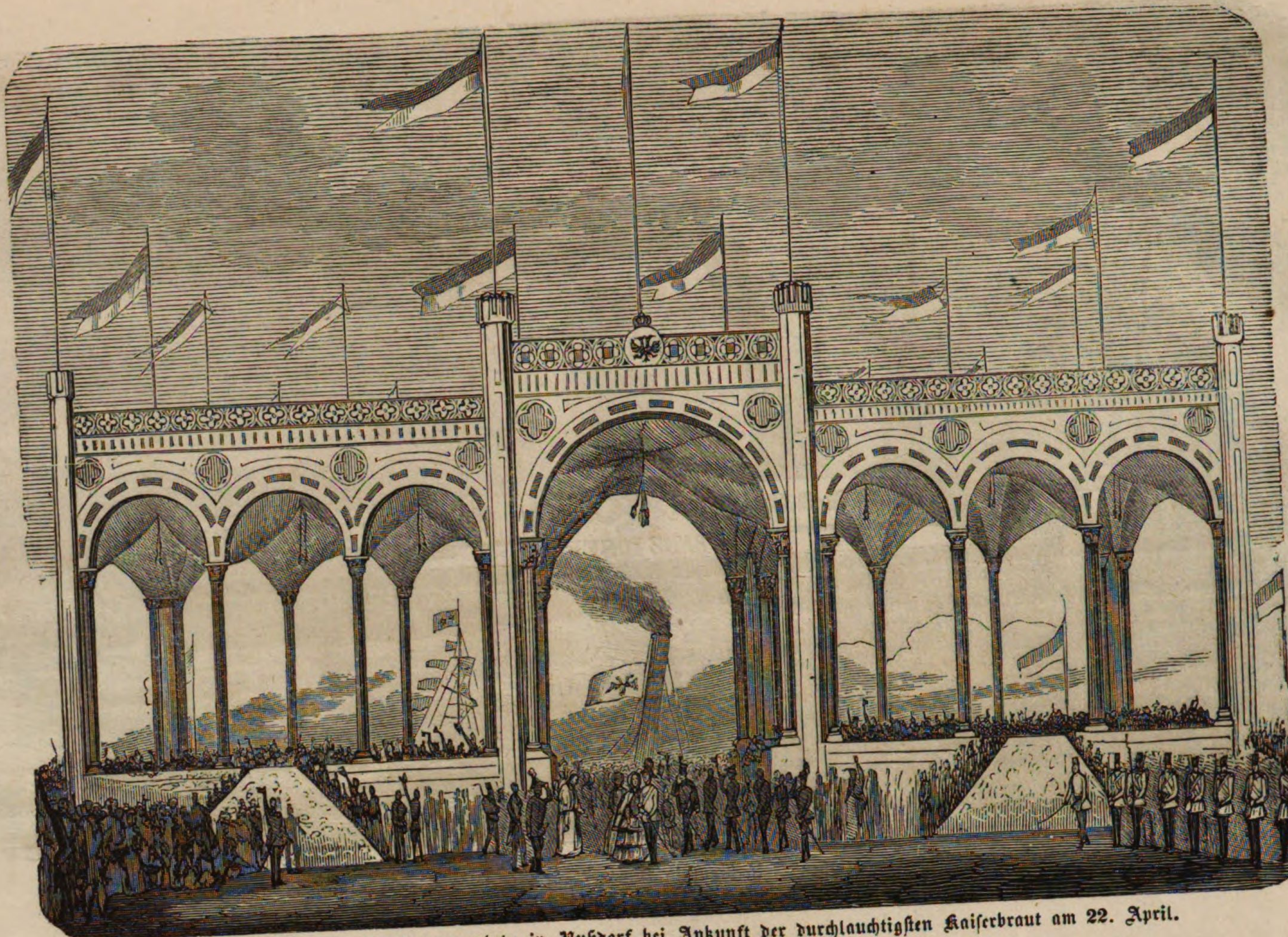
Und ward umbraust sie auch von Sturm und Wettern
Sie beugte nie ihr stolzerhob'nes Haupt,
Denn Droben sah ein Auge liebend nieder
Und schützte sie, kein Aestchen ward entlaubt. —

So steht sie da in ihrer Kraft und Schöne,
Ein Schirm und Schutz in Wetter und Gefahr,
Und segnend blicken auf zu ihr die Völker
Und bringen jubelnd ihre Herzen dar.

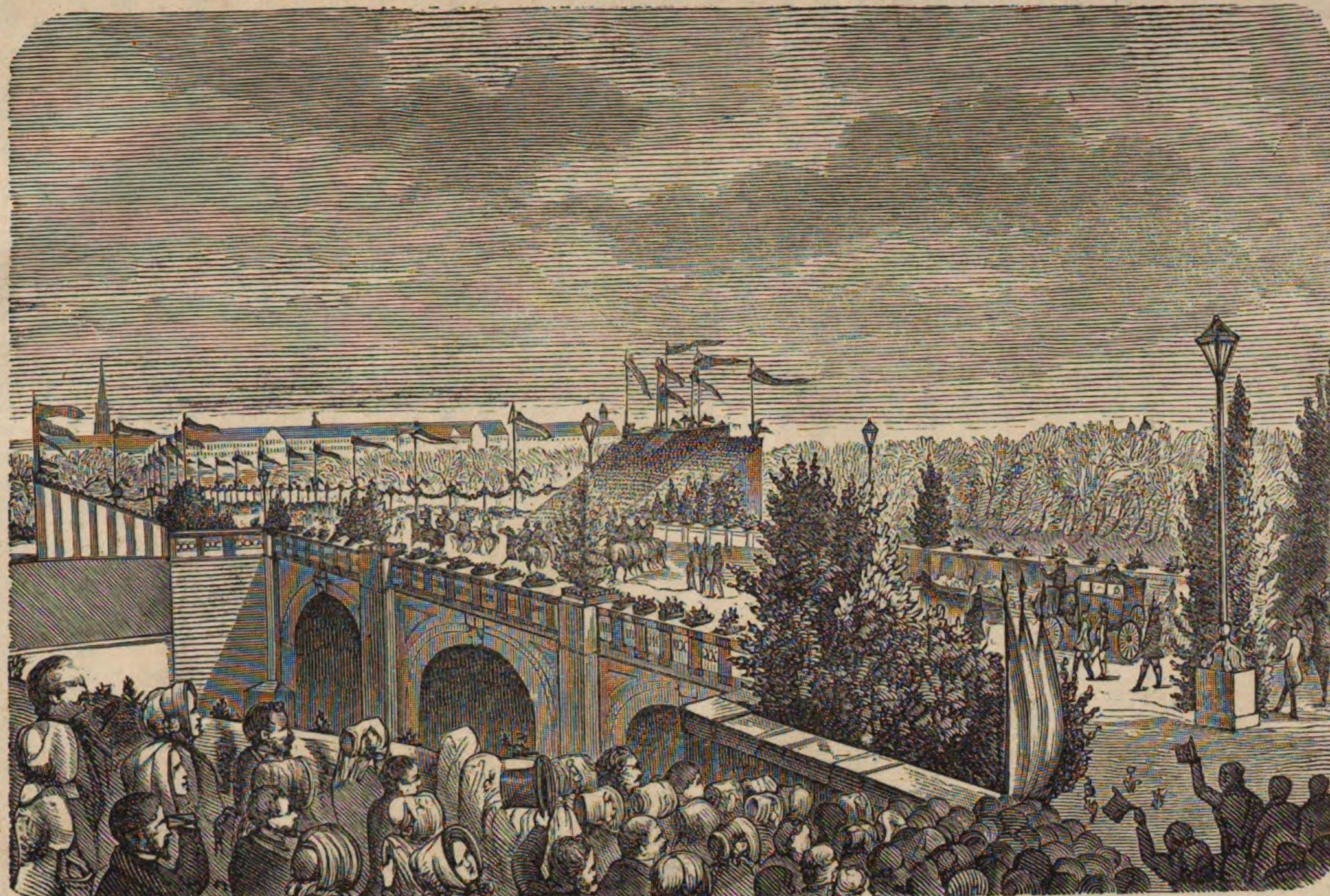
Drum sollte drohn einst Fern ein schweres Wetter
Dem stolzen Stamm, den Epheu jüngst umwand, —
Ganz Oestreich würd' sich um die Eiche schaaren
Und freudig kämpfen für das Vaterland.



Ankunft der durchlauchtigsten Kaiserbraut in Nußdorf auf dem Dampfer Franz Joseph.



Die Ehrenpforte am Landungsplatze in Nußdorf bei Ankunft der durchlauchtigsten Kaiserbraut am 22. April.



Die neue Elisabeth-Brücke am Tage des Einzugs der durchlauchtigsten Kaiserbraut.

Oesterreichs Jubelwoche.

Am 22. April kamen Ihre königl. Hoheit die durchlauchtigste Prinzessin Elisabeth auf dem Landungsplatz der k. k. privil. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu Nußdorf an.

Vom frühesten Morgen an waren alle Straßen, welche nach Nußdorf führen, mit Menschenmassen dicht bedeckt; alle Häuser waren auf das Festlichste mit Tapeten, Blumenguirlanden und Festons geziert und Triumphbögen errichtet, auf denen die Namenschiffern des Allerhöchsten Brautpaares prangte. Gegen Mittag waren sämmtliche Häuser bis an die Giebel, alle Berge, Weingärten, das ganze Ufer der Donau zu beiden Seiten buchstäblich mit Menschen übersäet, so daß kein Verkehr mehr möglich war. Der Landungsplatz der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft war abgeschlossen und auf demselben, auf Veranlassung des Direktors der Gesellschaft, Herrn Erikson, eine prachtvolle, von Säulen getragene, mit Gold verzierte Triumphhalle errichtet, die aufs Geschmackvollste mit Fahnen in den kaiserl. österreichischen und königl. baierischen Farben, mit den Landeswappen aller kaiserl. österreichischen und königl. baierischen Provinzen, mit Drapperien und Blumenguirlanden geschmückt war; das gegen das Ufer zu liegende Plateau, auf welches die durchlauchtigste Prinzessin-Braut zuerst den Fuß setzen sollte, war mit kostbaren Teppichen bedeckt und in einen wahren Blumengarten verwandelt; zu beiden Seiten desselben waren Tribunen angebracht, die schon am frühen Morgen mit Schaulustigen besetzt waren.

Gegen 11 Uhr Vormittag verkündeten Pöllerschüsse das Herannahen des Dampfers „Austria", der Se. k. k. Apostolische Majestät von Linz, wohin Allerhöchstdieselben zur Bewillkommnung der durchlauchtigsten Braut geeilt waren, zurückbrachte. Endloser Jubel erfüllte die Luft, als Se. Majestät das Ufer betraten und mit dem bereitstehenden Leibwagen durch die dichtgedrängten Reihen fuhren.

Um 3 Uhr waren bereits auf der Terrasse versammelt: Se. k. k. Apostolische Majestät, Ihre k. k. Hoheiten die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Sophie, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl und die Herren Erzherzoge Ferdinand Max und Karl Ludwig, ferner Se. Exzellenz der Herr Fürsterzbischof von Wien, Ihre Exzellenzen der Herr Militär-Gouverneur F. M. L. Freiherr v. Kempen und General der Kavallerie Graf Schlick, der Herr Statthalter von Nieder-Oesterreich Dr. Eminger und der Herr Bürgermeister Dr. Ritter v. Seiller mit einer größeren Deputation des Gemeinderathes und Magistrates.

Punkt 4 Uhr nahte sich der festlich geschmückte Dampfer „Franz Joseph" und bewegte sich in einem breiten Bogen dem Landungsplatze zu. Ihre k. Hoheit die durchlauchtigste Prinzessin Elisabeth traten aus dem Kreise Ihrer Umgebung hervor und erwiederten die enthusiastischen Begrüßungen, welche sich ohne Unterlaß erneuerten, mit ununterbrochenem Wehen des Tuches. Das Schiff legte an, Se. Majestät der Kaiser schritten rasch auf das Verdeck, umarmten Allerhöchstihre durchlauchtigste Braut auf das herzlichste und begrüßten sodann gleich herzlich die durchlauchtigsten Eltern und Geschwister der Prinzessin. Ihre k. Hoheiten die Frau Erzherzogin Sophie und

der Hr. Erzherzog Franz Karl folgten Sr. Majestät auf das Verdeck zur gleichen Bewillkommnung und es war ein tiefergreifender, unendlich schöner Moment, als die erhabene Mutter des Monarchen die in Anmuth strahlende Prinzessin in ihre Arme schloß und sodann Sr. Majestät zuführte, Allerhöchstwelche die Prinzessin-Braut am Arme auf die Terrasse führten. Ihre k. Hoheit trugen ein Rosa-Seidenkleid, eine weiße Cachemir-Mantille und einen Rosa-Seidenhut mit weißem Schleier.

Se. Majestät hatten hierauf die Allerhöchste Gnade, der durchlauchtigsten Prinzessin Ihre Exzellenzen den Fürsterzbischof Ritter v. Rauscher, F.M.L. Freiherrn v. Kempen und Grafen Schlick, den Herrn Statthalter und Herrn Bürgermeister einzeln vorzustellen, an welche Ihre k. Hoheit huldvolle Worte zu richten geruhten.

Nachdem Se. Majestät die durchlauchtigste Prinzessin am Arme zum Wagen geleitet hatten, setzte sich der Zug in folgender Ordnung nach Schönbrunn in Bewegung: voraus im zweispännigen offenen Wagen fuhren Se. k. k. Apostolische Majestät mit Sr. k. Hoheit dem Hrn. Herzog Max in Baiern, hierauf gleichfalls im offenen zweispännigen Wagen Ihre k. Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Sophie mit Ihrer k. Hoheit der durchlauchtigsten Prinzessin Elisabeth, im dritten Wagen Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Karl mit Ihrer k. Hoheit der Frau Herzogin Louise in Baiern; in den folgenden Wagen Ihre k. k. Hoheiten die durchlauchtigsten Geschwister Sr. k. k. Majestät und der durchlauchtigsten Prinzessin-Braut.

Der Zug nahm seinen Weg gegen die Nußdorfer Linie, auf der Döblingerstraße, am Währingerspitz vorüber, durch Währing, Hernals, den Exerzirplatz, an der Lerchenfelder Linie vorbei über die Schmelz bis an die Mariahilfer Linie und sodann auf der Hauptstraße nach Schönbrunn. Längs dieser ganzen 5/4 Meilen langen Strecke wogte zu beiden Seiten eine ungeheure Menschenmenge, die den vorbeifahrenden Festzug mit enthusiastischen Zurufen begrüßte. Ihre k. Hoheit die durchlauchtigste Prinzessin Elisabeth erwiederten diese so loyalen Freudeäußerungen mit sichtlich tiefer Bewegung.

Um halb 6 Uhr langte der Zug in Schönbrunn an.

Am 23. April fand der feierliche Einzug Ihrer k. Hoheit in Wien statt. Vom frühen Morgen an durchzog ein festliches frohbewegtes Leben Stadt und Vorstädte. Emsig und geschäftig schmückten tausend Hände die Außenseiten der Häuser auf dem langen Festwege und in der verschiedensten Form wiederholte sich derselbe Grundgedanke, durch die Pracht und den Glanz der äußeren Ausstattung die Hingebung und den Jubel der Residenz darzuthun. Purpur und Gold wallte an den grauen Mauern pallastähnlicher Häuser herab, während andere die kaiserlich-österreichischen und königlich-baierischen Farben in geschmackvoller Drapperie zeigten oder theilweise grünend in dichten Reisiglauben, den Gruß der fernen Flur mitten in die Stadt zu versetzen schienen. Vielfach wehten von den Dächern Fahnen majestätisch grüßend herab, während der Allerhöchste Namenszug und jener der erhabenen kaiserlichen Braut, auch in Rosen und Blumenschrift, die Worte „Willkommen" und andere Jubelrufe an andern Stellen an den Façaden freundlich erschienen.

Um 1 Uhr stellten sich von dem k. k. Theresianum — dem Ausgangspunkte des feierlichen Einzuges — bis zum Kärntnerthore die sämmtlichen Gremien und Innungen 9000 an der Zahl, in dreifachen Kolonnen auf, um die ihnen übergebene Spalier zu bilden. Jede Korporation fand sich mit ihrer Standarte und überdieß mit einem Banner ein, welch letzteres die verschiedenen Gewerbszweige charakterisirte. An der Spalier gegenüber dem polytechnischen Institute standen die Zöglinge des polytechnischen Institutes; an der linken Vorstadtseite der Brücke waren die Repräsentanten der Vorstadtgemeinden — 400 an der Zahl — gegen die Wieden zu an 40 weißgekleidete Mädchen mit blauen Kränzen aufgestellt; an der rechten Seite der Brücke hatte sich der Herr

Bürgermeister der Stadt Wien mit dem gesammten Gemeinderathe und Rathsgremium des Magistrates aufgestellt, um beim Vorüberfahren des Zuges die durchlauchtigste Prinzessin-Braut ehrfurchtsvollst zu begrüßen.

Um 4 Uhr trafen Ihre k. Hoheiten die durchlauchtigste Frau Herzogin Louise in Baiern und die durchlauchtigste Prinzessin-Tochter, in einem sechsspännigen Leibwagen von Höchstihren Obersthofmeisterinnen in einem zweiten Wagen begleitet, in der Theresianischen Ritter-Akademie ein. Die durchlauchtigsten Frauen waren unter Vorreitung einiger k. k. Bereiter in Campagne-Dienstkleidern inkognito gefahren.

Unter der Haupt-Einfahrt des Akademie-Gebäudes wurden Ihre k. Hoheiten von den beiden Obersthofmeistern an der Spitze der sechs dienstthuenden k. k. Kämmerer empfangen und Höchstdieselben begaben Sich unter Vortretung der k. k. Kämmerer, dann in Begleitung der Obersthofmeister und Obersthofmeisterinnen durch den mit Tapeten geschmückten und mit einem Trabanten-Leibgarde-Spalier besetzten Gang in die vorgerichteten Säle, in welchen die Pallastdamen vom Dienste, dann die zum Mitfahren und Mitreiten erschienenen k. k. geheimen Räthe und Kämmerer die Aufwartung machten. Die durchlauchtigsten Frauen zogen Sich demnächst in das innere Apartement, an dessen Thür ein Doppelposten der k. k. Arcieren-Leibgarde aufgestellt war, zurück und mittlerweile wurde der Zug geordnet.

Nachdem hierauf Ihren königlichen Hoheiten die Stunde des Einzugs angesagt worden war, geruhten Höchstdieselben von den Obersthofmeistern geführt, in Begleitung der Obersthofmeisterinen und der zwölf Pallastdamen, unter Vortretung zweier Hoffouriere, der Edelknaben und der sechs k. k. Kämmerer vom Dienste Sich zu dem in der Haupteinfahrt haltenden Prachtwagen zu begeben und unter Beihilfe der Obersthofmeister einzusteigen.

Den Prachtwagen führten 8 kostbare milchweiße Schimmel, die Mähnen mit rothen und goldenen Schnüren eingeflochten, in rothem, reich mit Gold gesticktem Geschirre, auf den Köpfen weiße Federbüsche; die breiten goldenen Zügel liefen in der Hand des Kutschers zusammen, der in der reich betreßten Hofgalla-Livree, auf dem schwarzsammtenen mit schweren goldenen Fransen und Quasten behängten Kutschbocke saß. Zu beiden Seiten eines jeden Paars Pferde so wie neben jedem Wagenschlage schritten in voller Galla zwei k. k. Leiblakeien. Der Wagen, der durchaus vergoldet, inmitten des Daches mit der goldenen Kaiserkrone geschmückt war und zwischen dessen hintern zwei Rädern ein goldener Reichsadler mit Apfel und Scepter prangte, war mit schwarzen goldgestickten Sammtpolstern belegt, alle Seitenwände waren mit schwarzem Sammt austapezirt und reich mit goldenen Arabesken gestickt. Im Fond des Prachtwagens saßen Ihre königl. Hoheiten die durchlauchtigste Braut und die Frau Herzogin Luise in Baiern. Ihre königl. Hoheit die Prinzessin trugen ein rundes Rosa-Atlaß-Kleid mit weißem Aufputz, um den Nacken eine Spitzen-Echarpe, in den Haaren ein Diadem von Diamanten umgeben von einem Kranz von weißen und rothen Rosen. Begeisterte Zurufe und unendlicher Jubel scholl der durchlauchtigsten Prinzessin-Braut auf dem ganzen Weg entgegen und Höchstdieselben erwiederten sichtlich erfreut und tief bewegt über den innigen Empfang die dargebrachten Huldigungen der Liebe, Ergebenheit und Verehrung auf's Freundlichste und Huldvollste.

Die k. k. sechsspännigen Hofwagen grün mit Gold lackirt, in welchen die beiden Obersthofmeister, die Obersthofmeisterinnen, die dienstthuenden k. k. Kämmerer und die Pallastdamen fuhren, waren mit Rappen, Braunen und Schwarzschimmeln bespannt. Die Mähnen der Pferde waren mit rothen Seidenschnüren und Quasten eingeflochten, Geschirre, Zügel und Zugstränge mit Gold gestickt. Neben jedem Paare schritten zu bei-

den Seiten in der k. k. Hofgalla-Livree k. k. Leiblakeien mit entblößtem Haupte einher. Alle Kutscher, Vorreiter und Lakeien trugen weiße Perrücken.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, donnerten von den auf den Basteien aufgestellten Geschützen Kanonenschüsse und das Glockengeläute aller Vorstadtkirchen kündigte den feierlichen Moment des Einzugs an.

Der Zug nahm unter dem Donner der Kanonen den Weg vom Theresianum über die Favoriten- und Wiedner Hauptstraße, dann über die neue Wienbrücke, hierauf durch das alte Kärntnerthor und die Kärntnerstraße, über den Stock im Eisenplatz, Graben, Kohlmarkt, Michaeler-, inneren und äußeren Burgplatz zur Bellaria.

Als sich der Zug den Stadtwällen näherte, verstummten die Artilleriesalven und bei dem Eintritte in die innere Stadt begann das Glockengeläute der Stadtkirchen.

Die Straße vom Ausgange der Wieden bis zum Kärntnerthor war nach Einer leitenden Idee dekorirt: auf beiden Seite hohe, weithin sichtbare Fahnenstangen, abwechselnd mit kleineren Standarten in entsprechenden Zwischenräumen und unter einander mit reichen von Tannenreisig geflochtenen Festons verbunden. Auf ihren Spitzen wallten mächtige Fahnen mit den Farben von Oesterreich, Baiern und der Stadt Wien, in ihrer Mitte wehten kleinere Fahnen über den Wappenschildern von Oesterreich und Baiern und alle diese Farben hoben sich malerisch von dem grünen Hintergrunde der Alleen ab, deren Frühlingsgrün ein segensreicher Regen erfrischt hatte. Am Ein- und Ausgange der Brücke stiegen geschmackvoll in Roth und Weiß und Blau und Weiß geschmückte Tribunen empor.

Die neue (Elisabeth-) Brücke war in eine von den seltensten Pflanzen und Blumen bedeckte Terrasse umgewandelt. Verschwunden waren größtentheils Stein- und Mauerwerk, ein grüner frischer Rasen bedeckte Ballustraden und den mächtig breiten Fahrweg auf denen eine Fülle kleiner reizender Blumenparterres aus Rosen, Hyazinthen, Levkojen u. s. w. bestehend errichtet worden waren. Dazwischen wechselten wieder Gebüsche aus Orangen, Rhododendron und Citronen-Bäumen, während die vier Brückenköpfe abermals mit geschmackvollen Baumgruppen verziert waren.

An beiden Seiten der Brücke standen vier Tribunen ausschließend von Damen besetzt, an denen sich noch gegen die Stadt zu eine fünfte Tribune anschloß.

Der Zug bewegte sich im Schritte über die Brücke. Der Herr Bürgermeister mit dem Gemeinderathe und Magistrate brachte die Huldigung der Stadt Wien dar, welche Ihre königl. Hoheit mit anmuthigstem Neigen des Hauptes gnädigst entgegenzunehmen geruhten.

Das Kärntnerthor war in seiner gegen die Vorstadt Wieden gewendeten Façade mit Festons, Standarten und Wappen reich dekorirt. Auf der Brüstung, oberhalb des Thores, war von einem Baldachin überwölbt eine, von dem Bildhauer Herrn Hans Gasser geistvoll aufgefaßte, in Stein ausgeführte Figur aufgerichtet, die „Huldigung der Stadt" durch eine jugendliche weibliche Gestalt vorstellend, die sich auf Fittigen getragen, am Eingange der Stadt niedergesenkt hat, wie um den goldenen Blumenkranz zu den Füßen der Kaiserbraut niederzulegen. In der linken Hand hält die Figur die Wappenschilde der Stadt Wien. Diese Statue bildete einen ausgezeichneten, rein künstlerischen Schmuck des Thores und der Umgebung. Das Innere des Thores war mit grünen Festons geziert.

Ein dichter Pflanzenteppich deckte den Boden und die Wände waren gleichfalls mit grünem Reisig überzogen. Von dem, was die Liebe und Begeisterung der Bewohner der innern Stadt aufgeboten hatte, um die Straßen des Einzuges würdig zu schmücken, gaben die schon außerhalb der Stadtmauern sichtbaren höhern Stockwerke die ersten Proben. Haus um Haus wetteiferte, um mit Fahnen und Teppichen, mit Dekorationen aus

Blumen und grünem Laubwerke, mit Drapperien, zu denen theilweise die kostbarsten Stoffe das Material geliefert hatten, mit den höchsten Namenschiffern und sinnigen Sprüchen den ganzen Weg in einen Festkorridor umzuwandeln.

Am Stadtthore erwartete Se. Excellenz der Herr Militärgouverneur Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Kempen Ihre königlichen Hoheiten und begleitete Höchstdieselben mit gesenktem Degen am Prachtwagen reitend, bis zur Einfahrt in die Hofburg beim sogenannten Theater-Schwibbogen.

Als der Zug auf dem innern Burgplatze anlangte, ritt der k. k. Hoffourier aus der Reihe ab, um den k. k. Ober-Ceremonienmeister von der Annäherung Ihrer königlichen Hoheiten zu benachrichtigen. Letzterer begab sich mit dieser Anzeige zu dem k. k. ersten Obersthofmeister, welcher Sr. k. k. Apostolischen Majestät hiervon die Meldung erstattete.

Se. k. k. Apostolische Majestät und die gesammte kaiserliche Familie, wie auch Se. königl. Hoheit der Herr Herzog Max in Baiern und die durchlauchtigsten Geschwister der durchlauchtigsten Braut empfingen Ihre königlichen Hoheiten am Eingange, vor welchem der Prachtwagen hielt und verfügten sich hierauf mit Höchstdenselben durch das Amalienhof-Apartement, in welchem die k. k. Generalität und das Offiziers-Corps, dann der männliche k. k. Hofstaat und die Damen beim Vorübergehen die Aufwartung machten, in die inneren Gemächer, womit die Feierlichkeit beendigt war.

Am 24. April fand die Allerhöchste Vermählungsfeier Statt. Zu derselben versammelten sich Abends um halb 6 Uhr der männliche k. k. Hofstatt und die Pallastdamen bei Hofe, die Herren in Hauptgala, die Damen im reichen Kleid mit Manteau und Palatinen, um die Begleitung in die Augustiner-Hofkirche zu leisten. Die anderen apartementfähigen Damen versammelten sich um halb 6 Uhr in der Augustiner-Hofkirche, ebenso die Generalität und das Offizier-Corps der Garnison. Als Alles bereit war, wurde Sr. k. k. Apostol. Majestät über Meldung des k. k. Ober-Ceremonienmeisters der Kirchendienst durch den k. k. ersten Obersthofmeister Se. Durchlaucht Fürsten Liechtenstein angesagt, und Allerhöchstdieselben erhoben Sich nun und begaben Sich mit den anwesenden höchsten Herrschaften aus den inneren Gemächern in die Kirche.

Der Zug ging durch das von den k. k. Leibgarden besetzte Apartement, über den reich dekorirten und stark beleuchteten Augustiner-Gang — in welchem, so wie in den Corridors nächst der Kirche, Zöglinge aus der Wiener-Neustädter Militär-Akademie zu beiden Seiten aufgestellt waren — in folgender Ordnung: Zwei k. k. Hof-Fouriere, die k. k. Edelknaben, zwei k. k. Kammer-Fouriere, die k. k. Truchsessen, die k. k. Kämmerer, die k. k. geheimen Räthe, unter ihnen Se. Excellenz der Feldmarschall Graf Radetzky, die k. k. Obersthofämter.

Ihre kaiserlichen und königlichen Hoheiten die durchlauchtigsten Herren, von Höchstihren Obersthofmeistern zur Seite begleitet.

Se. k. k. Apostolische Majestät.

Der k. k. Oberstkämmerer Graf Lanskoronski, der k. k. Trabanten-Leibgarde-Kapitän Feldzeugmeister Hannibal Fürst Thurn und Taxis und der k. k. Erste General-Adjutant Feldmarschall-Lieutenant Graf Grünne leisteten die Begleitung.

Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin Sophie mit der durchlauchtigsten Prinzessin-Braut, zu Deren Linken Ihre königliche Hoheit die Frau Herzogin Louise in Baiern gingen, dann Ihre kaiserlichen und königlichen Hoheiten die übrigen höchsten Frauen.

Die Obersthofmeister begleiteten zur Seite etwas rückwärts gehend.

Von der kaiserlichen Familie waren anwesend Ihre kaiserlichen und königlichen Hoheiten die durchlauchtigsten Herren und Frauen: Erzherzog Franz Karl, Erzher-

zogin Sophie, Erzherzoge Ferdinand Max, Karl Ludwig und Ludwig Viktor, Großherzog von Toskana, Erzherzog Ferdinand und Erzherzog Karl, Erzherzog Albrecht, Erzherzogin Hildegarde, Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzogin Elisabeth, Erzherzog Joseph, Erzherzog Johann, Erzherzog Leopold, Sigismund, Ernst, Rainer, Erzherzogin Marie, Erzherzog Heinrich, Erzherzog Ludwig, sodann Ihre k. Hoheiten der Herzog und die Herzogin von Modena und der Erzherzog Maximilian d'Este.

In der Trabantenstube schlossen sich sechs k. k. Arcieren-Leibgarden mit gezogenem Seitengewehre zu jeder Seite zur Nebenbegleitung der allerhöchsten und höchsten Herschaften an. Die Pallastdamen machten den Schluß, ihnen folgten die Hofdamen der anwesenden Frauen Erzherzoginnen.

In der Kirche angelangt, begaben sich die k. k. Truchsessen, Kämmerer und geheimen Räthe unverweilt auf die für sie bestimmten Plätze. Die Kirche war der Feier des Moments entsprechend dekorirt und erleuchtet.

Bei dem Eintritte Sr. Majestät in die Kirche erschollen Trompeten und Pauken, der als Kopulant fungirende hochwürdige Herr Fürsterzbischof von Wien, Ritter von Rauscher, von seiner Assistenz umgeben, empfing das Allerhöchste Brautpaar mit dem Asperges, welches ihm von dem k. k. Hof- und Burgpfarrer dargereicht wurde, und verfügte sich mit der Assistenz voraus zum Hochaltare, zu dessen beiden Seiten, so wie an der Sakristei die hochw. Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, über 70 an der Zahl, aufgestellt waren.

Der Betschämel für das Allerhöchste Brautpaar befand sich vor der Mitte des Hochaltars. Etwas weiter rückwärts waren unter einem schwebenden Baldachin von Goldstoff die rothsammtnen Sitze für die kaiserlichen und königlichen Hoheiten angebracht, rückwärts derselben befand sich die Kniebank für Se. Eminenz den Apostolischen Nuntius, welcher im Rochet erschienen war. — Die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse nahmen auf der Epistelseite, die Obersthofmeisterinnen, Pallastdamen und apartementmäßigen Damen auf der Evangelienseite Platz, rückwärts die Generalität und das Offizier-Corps. Die Mitglieder der verschiedenen Landesdeputationen, wie auch der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und der Deputationen der österreichischen Unterthanen aus Konstantinopel, Smyrna, Salonichi und Alexandrien, dann andere Zuseher befanden sich auf einer großen, im Fond der Kirche errichteten Tribune.

Dem hochw. Kopulanten folgten, unter Vortritt der k. k. Obersthofämter, die höchsten Herrschaften in der oben angegebenen Ordnung und Begleitung.

Das Allerhöchste Brautpaar trat zu dem vor dem Hochaltar befindlichen Betschämel, bis zu welchem die durchlauchtigste Braut von Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie und von Ihrer königl. Hoheit der Frau Herzogin Louise geleitet wurde, worauf diese höchsten Frauen so wie auch die übrigen durchlauchtigsten Herrschaften Sich auf Ihre Plätze verfügten.

Nunmehr begab sich der hochw. Kopulant mit seiner Assistenz vor der Epistelseite in die Mitte der untersten Altarstufe und trat dann mit dem k. k. Hof- und Burgpfarrer zu dem Altar hinan, auf welchem die goldenen Trauringe auf einer Goldtasse zur Weihung bereit lagen. Der hochw. k. k. Hof- und Burgpfarrer, im Rochet mit umhangender Stola, hielt dieselben, nachdem er vorher das Asperges überreicht hatte, dem hochw. Kopulanten vor, welcher deren Einsegnung vornahm und hierauf mit ihm auf die dritte Stufe herab stieg.

Mittlerweile verrichtete das Allerhöchste Brautpaar, an dem mit weißem goldgestickten Sammt überzogenen Betschämel knieend, ein kurzes Gebet, erhob Sich nach der Weihung der Ringe auf eine Erinnerung des k. k. Hofceremoniärs und begab Sich

an die Stufen des Hochaltars, wo Sich Se. k. k. Apostolische Majestät rechts, die Allerhöchste Braut aber — von Höchstihrer Obersthofmeisterin begleitet — links stellten.

Der hochw. Kopulant hielt eine Anrede und stellte hierauf zuerst an Se. Majestät, dann an die durchlauchtigste Braut die vorgeschriebenen Fragen.

Nach Beantwortung dieser Fragen wurden die Trauringe auf der Goldtasse von dem hochw. k. k. Hof- und Burgpfarrer dem hochw. Kopulanten und von Letzterem den Allerhöchsten Brautpersonen dargereicht, welch sie übernahmen, Sich dieselben gegenseitig an den Finger steckten und sodann einander die Hände gaben, worauf der hochw. Kopulant ritualmäßig die kirchliche Einsegnung vornahm.

In diesem Momente wurde von dem auf dem Josephsplatze aufgestellten Grenadier-Bataillon die erste Salve gegeben, und wurden die Kanonen auf den Basteien gelöset.

Die Allerhöchsten Neuvermählten kehrten zum Betschämel zurück; der hochw. Kopulant aber trat mit dem hochw. k. k. Hof- und Burgpfarrer vollends über die Stufen herab, und verrichtete, vor dem Altare knieend, die Trauungsgebete, wobei Alles niederkniete. Am Schlusse derselben besprengte der hochw. Kopulant die Allerhöchsten Neuvermählten mit Weihwasser und Ihre Majestäten begaben sich nun zu dem auf der Evangeliumseite errichteten Throne, von Allerhöchstihrer Umgebung begleitet, welche daselbst die bestimmten Stellungen einnahm.

Ihre Majestäten ließen Sich auf die Knie nieder.

Der vor dem Hochaltar stehende Betschämel sammt den Armsesseln und dem Teppiche wurden weggetragen und der hochw. Kopulant mit der Assistenz, auf die Epistelseite tretend, stimmte nun das Te Deum an, welches von der k. k. Hof-Musikkapelle abgesungen wurde, wobei sechs k. k. Edelknaben mit brennenden Wachswindlichtern aufwarteten. Das zweite Salve aus dem Kleingewehre und dem schweren Geschütze wurde bei dem Beginne des **Te Deum** abgefeuert und die Kirchthurmglocken geläutet.

Nach Beendigung des ambrosianischen Lobgesanges intonirten zwei hochw. Hofkapläne als assistirende Diakone das **Benedicamus Patrem** — der hochw. Pontifikant betete die Oration und ertheilte sodann, mit aufgesetzter Inful und dem Pastorale in der linken Hand, den Pontifikal-Segen vom Altare herab.

Hierauf trat derselbe **cum Mitra et Pedo** über die Stufen des Altars gegen die Mitte in das Presbyterium herunter, die bisher am Hochaltar und an der Sakristei gestandenen hochw. Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten schlossen sich zu beiden Seiten im Halbkreise an und blieben sämmtlich, nach einer Verbeugung gegen Ihre Majestäten, stehen.

Allerhöchstdieselben erhoben Sich und verließen mit den durchlauchtigsten Herrschaften, unter Trompeten- und Paukenschall und unter Abfeuerung der dritten Musketen- und Kanonen-Salve, die Kirche, um in die Hofburg zurückzukehren.

In dem Apartement angelangt, geruhten Ihre Majestäten und die übrigen höchsten Herrschaften Sich in die inneren Gemächer zurückzuziehen.

Die Pallastdamen, k. k. geheimen Räthe und Kämmerer blieben zum Theile in der geheimen Rathstube, einige k. k. Truchsessen aber in der zweiten Antekammer zurück, um später die Begleitung zu leisten. — Die Mehrzahl der Pallastdamen und Kavaliere des k. k. Hofstaats begab sich jedoch in den Ceremoniensaal, woselbst sich auch die inzwischen aus der Augustiner-Kirche kommenden apartementmäßigen Damen einfanden und Alles sich **en cercle** aufstellte.

Die k. k. Generalität und das Offiziers-Corps erschien gleichfalls aus der Kirche in der zweiten Antekammer und verblieb alldort.

Die Feldmarschälle Graf Radetzky, Fürst Windischgrätz, Graf Nugent, so wie der Banus Feldzeugmeister Graf Jellacic hatten inzwischen die Ehre zur Audienz bei Ihren Majestäten zugelassen und Ihrer Majestät der Kaiserin von Sr. k. k. Apostolischen Majestät vorgestellt zu werden.

Mittlerweile hatten sich der hochw. Apostolische Nuntius, dann die übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps, nebst den zur Vorstellung bestimmten Fremden in der geheimen Rathstube eingefunden.

Als Alles geordnet war, wurde Sr. Majestät Meldung erstattet und wurden nun mit Allerhöchster Genehmigung zuerst die Botschafter einzeln, dann die Gesandten mit einander (und zwar letztere mit dem Hrn. k. k. Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses, Grafen Buol-Schauenstein, welcher dieselben Ihrer Majestät vorstellte) in das Audienzzimmer zur Audienz bei Ihren Majestäten eingelassen, worauf sie in die geheime Rathstube zurückkehrten, von wo Diejenigen, welche keine Fremden vorzustellen hatten, in den Ceremoniensaal geführt wurden und sich daselbst in der Nähe des Baldachins zur Rechten aufstellten.

Nach diesen Audienzen verfügten sich Ihre Majestäten in das Spiegelzimmer, um die Gesandtenfrauen mit einander zu empfangen, welche Ihrer Majestät durch Allerhöchstderen Oberſthofmeisterin Gräfin Esterhazy vorgestellt wurden.

Hierauf geruhten Ihre Majestäten mit den durchlauchtigsten Herrschaften, unter Vortritt und Begleitung, aus den inneren Gemächern durch die geheime Rathstube — in welcher die nicht in die Klasse der Botschafter oder Gesandten gehörigen Mitglieder des diplomatischen Korps in corpore aufgestellt waren — dann durch die zweite Antekammer, in welcher die k. k. Generalität und das Offizierkorps die Aufwartung machten — Sich in den Ceremoniensaal zu begeben. Auf dem Wege dahin fand die Vorstellung einiger ausgezeichneter Fremden durch die Botschafter und Gesandten, dann durch die Frauen Gesandten-Gemahlinnen statt. In den Ceremoniensaal wurden nun auch die Gesandtenfrauen, dann die übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps, nebst den vorgestellten Fremden geführt; in denselben begaben sich ebenfalls die k. k. Generalität und das Offizierskorps.

Se. k. k. Apostolische Majestät, rechts neben Ihrer Majestät unter dem Baldachin stehend, so wie auch die anwesenden durchlauchtigsten Herrschaften geruhten nun Sich mit den Botschaftern und fremden Ministern zu unterhalten, während Ihrer Majestät der Kaiserin durch Allerhöchstderen Oberſthofmeisterin die Pallast- und apartementmäßigen Damen und hierauf durch den k. k. ersten Oberſthofmeister die Kavaliere des k. k. Hofstaates vorgestellt und die Damen zum Handkusse zugelassen wurden.

Nach Beendigung der Vorstellung geruhten Ihre Majestäten Sich unter Cortegirung aus dem Saale in die inneren Gemächer zurückzubegeben, worauf sich Alles entfernte.

Am 25. waren die Stadt und sämmtliche Vorstädte festlich beleuchtet. Bei derselben zeichneten sich mehrere Kirchen, Palläste und Häuser sowohl durch reichen Lichtglanz als geschmackvolle und sinnige Verzierungen aus und eine dichtgedrängte Menge Schaulustiger wogte fröhlich durch die Straßen. Um halb 9 Uhr geruhten Ihre Majestäten, begleitet von den Mitgliedern Allerhöchstihrer Familie die Beleuchtung in Augenschein zu nehmen, und wurden bei Ihrem Erscheinen sowohl als auf Ihrem ganzen Wege von enthusiastischem Jubelrufe begrüßt.

Die gänzliche und theilweise Begnadigung von 356 Festungssträflingen und die Anweisung eines Gnadengeschenkes von 200000 fl. zur Linderung des herrschenden Nothstandes gaben Zeugniß von der Milde des Monarchen.

Historische Momente

aus der

Regierungs-Epoche Sr. k. k. Apostol. Majestät.

Reise Sr. Majestät des Kaisers nach Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1852.

Die Stürme eines verheerenden Bürgerkrieges schwiegen, die entfesselten Leidenschaften waren, wenn auch nicht besänftigt, doch wenigstens niedergedrückt, und eine dumpfe Ruhe herrschte in den Gauen, wo noch jüngst des wilden Aufruhrs Flammen gewüthet. Rastlos waren die einsichtsvollen Räthe der Krone mit der Neugestaltung des Staates beschäftigt und bereits war in dieser Beziehung schon vieles Wichtige und nachhaltend Wirkende gelungen. Da entschloß sich der Kaiser, Ungarn und Siebenbürgen zu bereisen, um selbst zu sehen, wo es fehlte und zu helfen, wo er vermochte. Es erschien als ein gefährliches Unternehmen, sich nach einem Lande und in die Mitte eines Volkes zu begeben, das noch vor Kurzem durch Agiatoren fanatisirt worden war. Dennoch unternahm es Se. Majestät, verfügte sich am Abende des 4. Juni um 10½ Uhr, von seiner durchlauchtigsten Mutter, den Erzherzogen Leopold und Wilhelm, dem Feldzeugmeister Freiherrn v. Heß, dem ersten General-Adjutanten Grafen Grünne und mehreren Flügel-Adjutanten begleitet, durch den mit Ehrenpforten und Flaggen reich geschmückten Prater zum Landungsplatze der Dampfschiffe, wo die beiden Kriegsdampfer „Erzherzog Albrecht“ und „Graf Schlick“ Bord an Bord aufgestellt waren, und begaben sich an Bord des Ersteren, welcher am 5. Morgens 3 Uhr die Anker lichtete und die Reise nach Pesth antrat. Mit ängstlich pochendem Herzen sah man die beiden Dampfer sich entfernen und mit heißem Flehen wurde der Himmel bestürmt, das Opfer des Vertrauens und der Liebe, welches der Monarch seinem verirrten Volke zu bringen gesonnen war, nicht fruchtlos werden zu lassen.

Die Reise war ein Fest- und Triumphzug; allenthalben, wo in der Nähe des Flusses bewohnte Orte sich befanden, hatten sich festlich geschmückte Einwohner an den Ufern aufgestellt, um ihrem erhabenen Monarchen den Tribut ihrer Liebe und Verehrung freiwillig darzubringen. Unter dem Donner der Geschütze passirten die beiden Kriegsdampfer Preßburg und Comorn und eilten ihrem Ziele zu. Schon um 6 Uhr Früh am 5. Juni wurde zum Zeichen, daß Se. Majestät die Gränze Ungarns passirt hatten, die Reichsfahne auf dem kaiserlichen Schlosse zu Ofen aufgezogen und mit 36 Kanonenschüssen begrüßt. Je näher der Mittag heranrückte, desto mehr füllten sich die Straßen mit einer unübersehbaren Menschenmasse, Musik ertönte auf den Plätzen und um 2 Uhr zogen die Zünfte und Gilden ihren Aufstellungsplätzen zu. Ungefähr um halb 5 Uhr stellten sich die Truppen vom Landungsplatze bis zur Kettenbrücke, Hirschenplatz und Schloßthore auf. Um 4¾ Uhr verkündete der erste Signalschuß von dem oberhalb der Margaretheninsel ankernden Kanonenboote das Nahen des Monarchen, und als gleich darauf der Kriegsdampfer „Erzherzog Albrecht“ hinter der Margaretheninsel hervorkam, donnerten die auf den Ofner Basteien aufgestellten Batterien ihre Grüße herab und die



Der Kriegsdampfer „Schlick."

Der Kriegsdampfer „Erzherzog Albrecht."

Vorüberfahrt bei Comorn.



Empfang Sr. Majestät des Kaisers in Ofen.

sämmtlichen Glocken beider Städte ließen ihr Bewillkommungsgeläute erschallen. Es war ein herrlicher Anblick, wie der Dampfer „Erzherzog Albrecht", einem majestätischen Schwane gleich die Donau durchfurchte, Se. Majestät in Generals-Uniform am Radkasten stehend, das herrliche Panorama überschaute und in diesem Augenblicke die Sonne aus den sie umhüllenden Wolken trat, als wollte sie den für Ungarn so bedeutungsreichen Tag mitbegehen. Unter tausendstimmigem Eljen und 42 Kanonenschüssen legte das Boot an der Landungsbrücke an, wo der Reichsprimas von Ungarn, umgeben von 22 Bischöfen, die hohe Generalität, die Chefs der höchsten Civilbehörden, die k. k. geheimen Räthe und der Pesther Gemeinderath Se. Majestät ehrerbietigst erwarteten. Nachdem Se. Majestät durch Se. k. k. Hoheit den Herrn Militär- und Civil-Gouverneur Erzherzog Albrecht noch auf dem Schiffe begrüßt worden waren, verließen Allerhöchstdieselben das Boot, und wurden am Ufer sowohl von Sr. fürstl. Gnaden dem Primas von Ungarn im Namen des Reiches, als von dem Präses der Pesther Gemeinde im Namen der Stadt mit Anreden begrüßt. Hierauf stiegen Se. Majestät zu Pferde, ritten im Schritte, umgeben von einer eben so zahlreichen als glänzenden Suite, die an der Donaufronte aufgestellten Bataillone entlang und sprengten dann im Carriere bis an den Eingang der Kettenbrücke. Enthusiastisches Freudengeschrei der Bewohner Pesths, welche länger als 30 Jahre keinen Herrscher innerhalb ihrer Mauern gesehen, begleiteten Se. Majestät über die Kettenbrücke, und am rechten Donauufer angelangt, wurden Allerhöchstdieselben von einer Menge von Würdenträgern und dem Ofner Gemeinderath erwartet, dessen Präses abermals eine Begrüßungsrede an Se. Majestät hielt. — Im Schritt ritten nun Se. Majestät über den Hirschplatz hinauf in die Festung, wo der Festungs-Commandant, F. M. L. Ritter v. Dietrich, Allerhöchstdieselben erwartete. Nach kurzer Begrüßung setzte sich der Zug wieder in Bewegung und machte vor der Schloßkirche Halt, wo im Schloßhofe die sämmtlichen Mitglieder der Militär-Behörden und die Dikasterien aufgestellt waren und die k. k. Arcierengarde in ihrer prächtigen neuen Uniform bis zur Kirchenthüre Spalier bildete. Unter der Kirchenthür stand der Reichsprimas im großen Ornat mit zwei Bischöfen an der Seite, um den Kaiser zu empfangen. Se. Majestät, umgeben von sämmtlichen Würdenträgern, wohnten dem feierlichen Te Deum bei, nach dessen Beendigung Sie die mittlerweile auf der Generalwiese aufgestellten und von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Carl persönlich kommandirten Truppen, aus sieben Briegaden mit 18 Batterien und 140 Geschützen bestehend, die Musterung passiren und sodann vor Sich defiliren ließen. Um 7 1/4 Uhr kehrten Se. Majestät unter dem Donner der Kanonen in die Festung zurück. — Kaum war der Abend angebrochen, so waren beide Schwesterstädte festlich beleuchtet. Alle öffentlichen und Privatgebäude prangten in magischem Schimmer und Blumengewinde, Festgerüste und Ehrenbogen erblickte man in so großer Zahl, daß das Auge geblendet ward.

Am 6. Juni ward ein Volksfest im Stadtwäldchen veranstaltet; es war eines der gemüthlichsten und herzlichsten, welche dem Monarchen dargebracht wurden, und um den ungeheuren Andrang abzuhalten, war das Stadtwäldchen mittelst Netzen abgeschlossen. Um 5 Uhr Nachmittags fuhren Se. Majestät in Husaren-Uniform, begleitet von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Albrecht dahin. Die ganze Strecke von der Kettenbrücke, Dorothea-, Brück- und Königsgasse bis zum Stadtwäldchen war mit Schaulustigen in dichtgedrängten Reihen erfüllt, alle Fenster doppelt und dreifach besetzt, und der Monarch empfing auf dem ganzen Wege die herzlichsten Huldigungen. Im Stadtwäldchen selbst hatte sich eine ungeheure Menschenmasse eingefunden, welche den Kaiser mit enthusiastischem Jubelrufe empfingen. Auf dem Festplatze erwarteten Se. Majestät eine Schaar junger Mädchen, die als Fischerinnen gekleidet, Allerhöchstdenselben Wein, Brot und Paprikafisch präsentirten. Huldreich empfingen Se. Majestät das ihm Gebotene, aßen



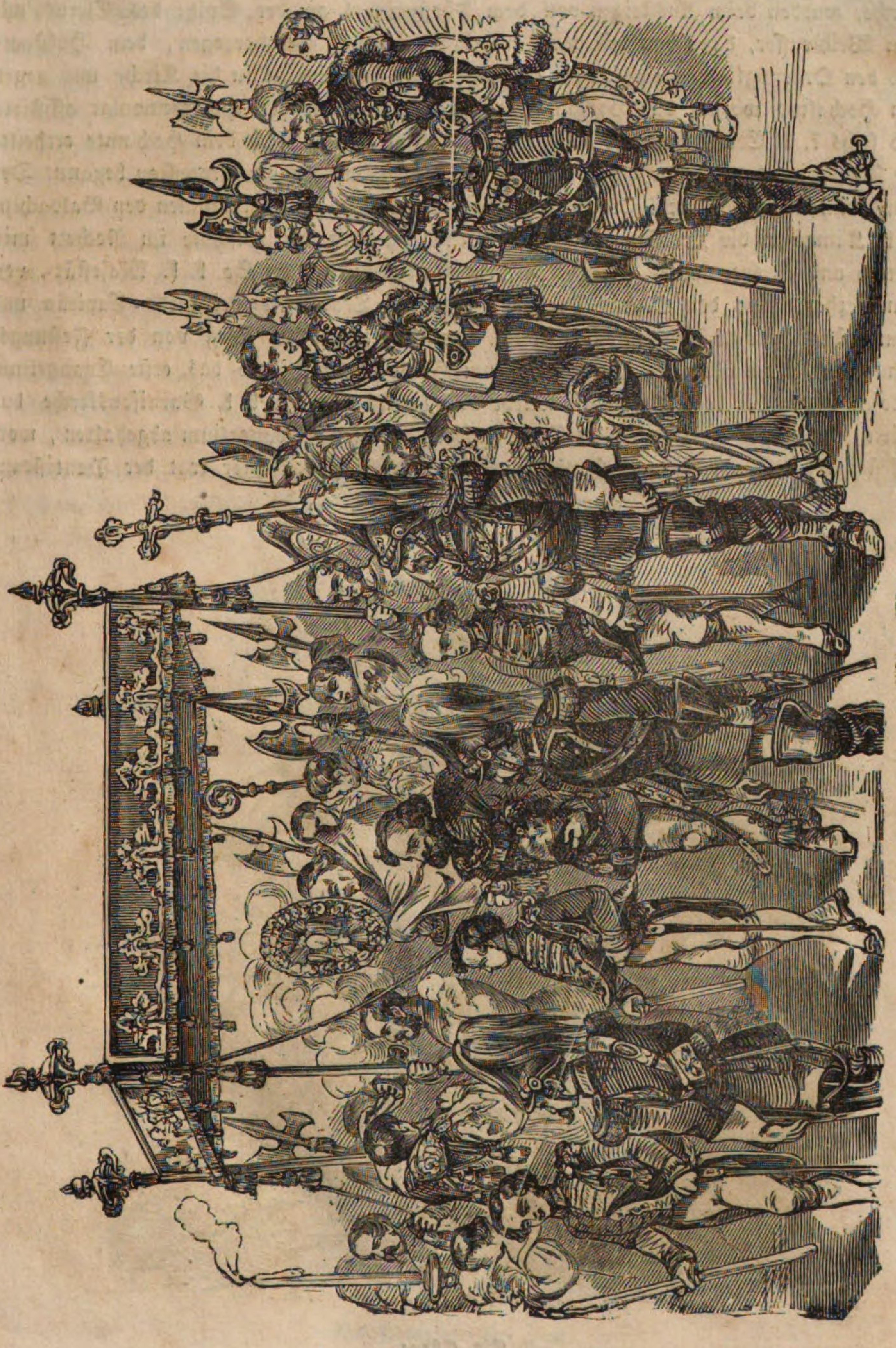
Beleuchtung von Ofen.

von dem Gerichte, und tranken, die Hand mit dem Weinglase gegen das hinter den Netzen stehende Volk gewendet, gleichsam auf dessen Wohl. In diesem Augenblicke erfaßte eine hohe und schöne Begeisterung das Volk, aus den Eljen=Rufen wurde ein mächtiges Jubelgeschrei, der Enthusiasmus war nicht mehr zu mäßigen, die schwachen Netze fielen, und dicht umwogt von seinen Unterthanen stand der Kaiser, um dessen Person zunächst die hübschen Fischerinen ihr Recht behaupteten. Eine abermalige festliche



Das Fest im Stadtwäldchen.

Beleuchtung beider Städte, bei welcher namentlich der Blocksberg sich auszeichnete, indem er bis in weite Ferne den Wahlspruch Sr. Majestät „Viribus unitis“ in einem Strahlenglanze zeigte; ein prächtiges Feuerwerk, bei dem Tausende von Raketen Fallschirmen und Leuchtkugeln zum Himmel emporstiegen und ihre vielfarbigen Reflexe, im Donaustrome schauen ließen, zum Schlusse aber eine imposante Kanonade, verherrlichten das Fest, während welchem die Straßen, die beiden Donauufer und die Anhöhen



Die Frohnleichnams-Prozession in Ofen.

der Festung mit zahllosen Menschenmassen bedeckt waren, deren jauchzende Vivats und Eljens dem Monarchen entgegenschollen.

Am 10. Juni, dem heil. Frohnleichnamstage, wohnten Se. Majestät der abgehaltenen Prozession bei. Dieselbe wurde mit dem nämlichen weltlichen Pompe gefeiert, den man in der Residenzstadt zu sehen gewohnt; allein in kirchlicher Beziehung hatten sich dem Reichsprimas viele andere Bischöfe, Dechanten rc. angeschlossen, was dem Zuge ein außerordentlich ehrwürdiges Ansehen gab. Um 7 Uhr Früh fuhren Se. Majestät zur Kirche, wurden beim Aussteigen von dem Fürstprimas an der Spitze des Clerus mit dem Weihwasser, dann von den durchlauchtigsten Herren Erzherzogen, dem Hofstaate und den Ordensgliedern empfangen und verfügten sich hierauf in die Kirche und gegen den Hochaltar, worauf das Hochamt begann, bei welchem der Hofceremoniar assistirte und sechs k. k. Edelknaben mit Wachsfakeln aufwarteten. Nach dem Hochamte ertheilte der Fürstprimas mit dem Hochwürdigsten den Segen, worauf die Prozession begann. Der Fürstprimas im Pontifical-Ornate trug das Venerabile, Magistratualen den Baldachin, k. k. Kämmerer die Quasten desselben. Voraus schritten die Bischöfe im Rochett mit Stola und Vespermantel, gleich nach dem Baldachin folgten Se. k. k. Majestät, von den Erzherzogen, den Ordens-Decanen, dem k. k. Trabanten-Leibgarde-Capitän und dem ersten General-Adjutanten begleitet. Der Zug nahm den Weg von der Festungs-Hauptpfarrkirche über den Paradeplatz zum Hause Nr. 212, wo das erste Evangelium gelesen ward; bei dem Rathhause wurde das zweite, bei der k. k. Garnisonskirche das dritte, bei der k. k. Universitäts-Buchdruckerei das vierte Evangelium abgehalten, worauf sich der Zug wieder zur Hauptpfarrkirche zurückbegab. Hier trat der Pontificant



Ein Csikos.

mit dem Hochwürdigsten zum Hochaltare, Se. Majestät, die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge und die übrige Allerhöchste Begleitung verfügten sich wieder auf dieselben Plätze, die sie vor der Prozession eingenommen und empfingen den Segen, worauf Se. Majestät feierlich zur Kirchenpforte begleitet wurden und in das k. Schloß zurückkehrten. — Der Enthusiasmus für den Monarchen, welcher während der Prozession durch die Achtung vor der heiligen Handlung zurückgehalten worden war, machte sich während dieser Fahrt neuerlich Luft, und noch lange verweilte das beglückte Volk unter den Fenstern Sr. Majestät, heiße Segenswünsche für Allerhöchstdenselben zum Himmel sendend. —

Wir haben uns bei der Beschreibung der Festlichkeiten in Ofen-Pesth etwas länger verweilt, theils weil sie als der erste Ausdruck der keineswegs erloschenen Unterthanenliebe hohen Werth haben, vorzüglich aber darum, damit wir uns bei Beschreibung der ferneren Rundreise kürzer fassen können; denn überall auf Ihrer ganzen Reise durch Ungarn und Siebenbürgen wurden Se. Majestät, wie in Ofen und Pesth empfangen, und wie hier wurden dem Kaiser allenthalben Beweise der aufrichtigsten Verehrung und innigsten Liebe dargebracht. Diese Manifestationen gingen oft so weit, daß sie ihm selbst die kurze Ruhe, welche er sich nach mannigfachen Anstrengungen gönnte und die zu seiner Erholung unumgänglich nöthig war, raubten. Ueberall strömte das Volk in unermeßlicher Anzahl herbei, um seinen Monarchen zu sehen, die Berittenen — und deren Anzahl ist in Ungarn nicht klein — umgaben den Reisewagen und selbst die größten Magnaten stritten sich um die Ehre, in der Tracht der Csikosen ihrem geliebten Kaiser vorzureiten; ja, so groß war die Liebe und Anhänglichkeit zu ihm, daß sie nicht fühlten, wie im höchsten Grade beschwerlich ihm der durch ihren schnellen Ritt aufge-



Ein Bauer aus der Zips.

wirbelte Staub werden mußte. Der jugendliche, leutselige Kaiser ließ sie gewähren; war doch sein Körper durch stetes Reisen im offenen Wagen bei brennender Hitze wie bei empfindlicher Kälte an dergleichen Strapatzen gewohnt. Ueberhaupt darf die Rundreise durch Ungarn und Siebenbürgen für nichts weniger als eine Vergnügensfahrt betrachtet werden, und selbst auswärtige Zeitungen (wie z. B. der Pariser Constitutionell) sprachen es anerkennend aus, daß der Kaiser durch diesen Besuch seines noch nicht ganz beruhigten Landes dessen Bewohnern ein nicht genug zu würdigendes Opfer brachte.

Nachdem Se. Majestät, der, wenn auch bewundernswerth schnell reisend, doch nichts seiner Aufmerksamkeit Würdiges übersah, in Temeswar den Grundstein zu dem von ihm den tapfern Vertheidigern dieser Festung gewidmeten Denkmale gelegt, kam derselbe am **10.** Juli wieder in Ofen an und am darauffolgenden Tage (den **11.**) erfolgte die Enthüllung des Monumentes, welches dem bei der Vertheidigung der Festung Ofen den Heldentod gestorbenen General Hentzi, Obersten Alnoch und den mit ihnen gefallenen 418 Tapfern gesetzt worden war. Es sei uns erlaubt, eine kurze Beschreibung dieser Feierlichkeit hier einzureihen. Imposant war der Anblick, heißt es in einem gleichzeitigen Berichte, wenn man den Georgsplatz (in Ofen) betrat. Die Gallerien an den drei Seiten des Platzes waren mit Teppichen und Laubwerk verziert und von Personen aus den vornehmsten Ständen besetzt, ebenso sämmtliche Fenster, welche die Aussicht auf den Platz haben, und da auch stellenweise die Dächer durchbrochen waren und auf ihnen sich Zuschauer drängten, so erblickte man im eigentlichen Sinne des Wortes von dem Parterre bis zum Giebel der Häuser Kopf an Kopf. An dem Graf Sandor'schen Hause, der Wohnung Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, war der Altar errichtet, mit Waffen und kriegerischen Emblemen geziert, dem zunächst jene Krieger, welche unter Hentzi, Ofen so ruhmvoll vertheidigt, die decorirte Mannschaft,



Kumanier.

Officiere, Militärbeamte und die Geistlichkeit sich befanden, während gegenüber das zur Abfeuerung der Salven bestimmte Militär aufgestellt war. Der Frontseite des Monuments gegenüber befand sich im mittleren Zelte Se. Majestät der Kaiser mit Ihrem durchlauchtigsten Bruder Erzherzog Ludwig und Ihren k. k. Hoheiten den Erzherzogen Albrecht und Ernst, in den beiden Nebenzelten die hohe Generalität, unter welcher man den Banus, die Grafen Wratislaw und Schlick, die F. M. L. Kempen, Kaloga, und Simunich bemerkte, vor denselben aber ein zahlreiches Officier-Corps. Der Fürstprimas las unter zahlreicher Assistenz eine stille Messe. Das einfache Glöckchen und Trommelschlag gab das Zeichen zur Wandlung, der Kaiser und mit ihm alle die Helden, welche seinen Thron vor dem Sturze bewahrt, warfen sich auf die Knie, Er und sie und mit ihnen die ungeheure Masse der Zuschauer schlugen an die Brust, das Bekenntniß ablegend, daß sie dem, der über den Sternen thront, Alles verdanken, daß sie Ihm angehören im Leben und im Tode — es war ein Moment, der sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt! Noch immer stand das Monument in seiner Umhüllung da, mit Fahnen und grünem Laubwerk verziert; bei dem Ite missa est des Fürstprimas gab der erste General-Adjutant Graf Grünne ein Zeichen, die Hülle mit ihrer Verzierung sank und das einfach-schöne Denkmal kaiserlicher Dankbarkeit zeigte sich den entzückten Blicken der Zuseher. Sämmtliche Musikbanden spielten die Volkshymne, alle Trommeln wirbelten, das Lehrbataillon gab die erste Salve, und 86 Feuerschlünde donnerten von den Wällen. Mittlerweile ward das Te Deum angestimmt, welchem, sichtbar ergriffen, Se. Majestät beiwohnte, Oberst Müller vertheilte die Medaillen an die Vertheidiger Ofens, und der Kaiser trat zum Sektionsrathe Sprenger, nach dessen Plane und unter dessen Leitung das Monument erstand, drückte demselben das Allerhöchste Wohlgefallen aus und verlieh ihm als Annerkennung das Commandeurkreuz des Franz Joseph-



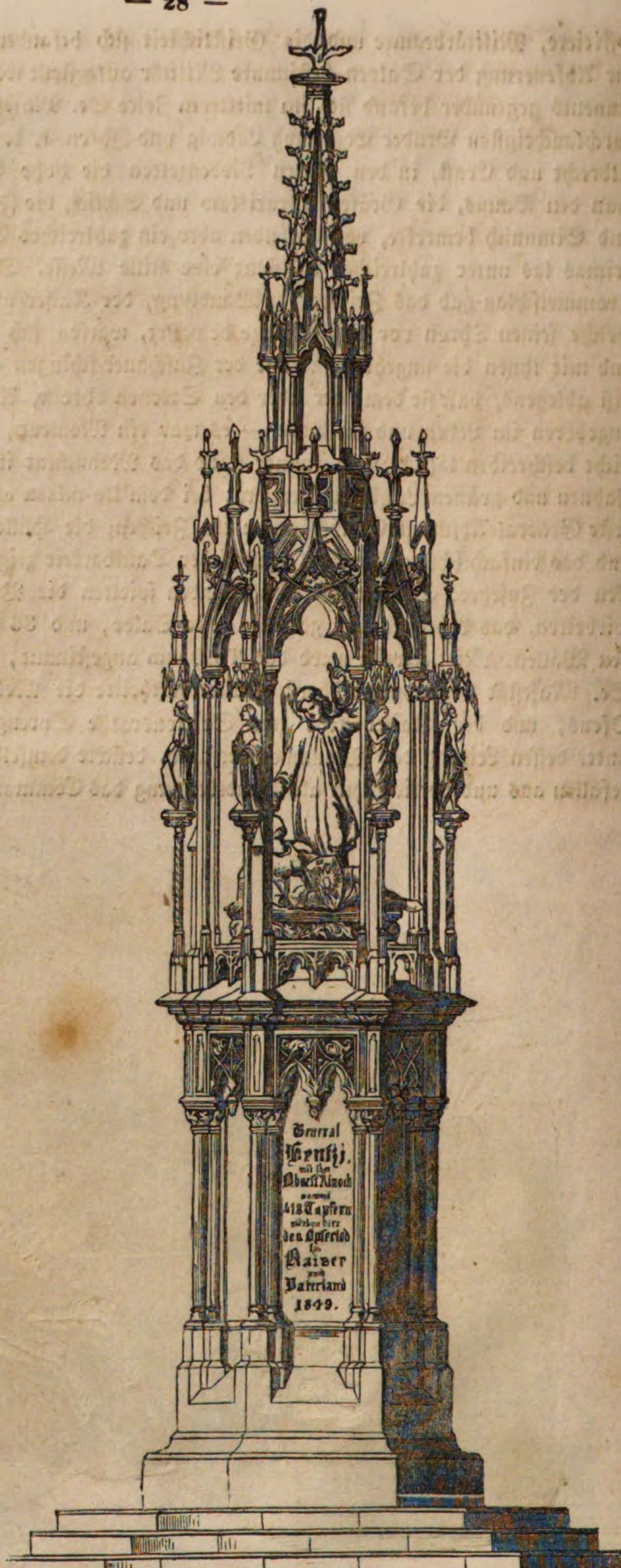
Bewohner des Baranyaer-Comitates.

Ordens. Hierauf defilirten die Truppen; das Defilée eröffneten die Vertheidiger Ofens, welchen sich auch jene angeschlossen hatten, die seitdem in den Civilstand übergetreten waren, deren Brust aber mit dem Zeichen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit geziert war. Als der Kaiser auf dem Georgsplatze angekommen, die Reihen der Truppen abschritt, sprach er, bei den Vertheidigern Ofens angekommen, die anerkennenden Worte: „Meine Herren, ich danke Ihnen, daß Sie bei diesem wichtigen Akte sich so zahlreich eingefunden haben." —

Diese kaiserlichen Worte machten einen tiefen Eindruck; ein edler Stolz erfüllte die Brust der durch sie Geehrten und Thränen der Rührung glänzten in den Augen abgehärteter Krieger.

Noch einmal besuchte der Kaiser einen andern Theil Ungarns, kam wieder nach dessen Hauptstadt und trat endlich nach einem beinahe zehnwochentlichen Aufenthalte in diesem Kronlande, während welchem er es in allen Richtungen durchstreift, die Rückreise nach Wien an.

Die großartigsten Anstalten zum Empfange des Monarchen nach einer geschichtlich so bedeutungsvollen Reise waren hier gemacht worden. Am Ausgange der Jägerzeile erhob sich ein großartiger Triumphbogen, an dessen Spitze die Austria



Das Hentzi-Monument.

in einer Hand den Lorberkranz, in der andern einen Palmzweig haltend, rechts und links einen Adler und die Hydra der Zwietracht unter ihren Füßen, zu sehen war Ihr gegenüber stand eine mächtige Estrade, geziert mit einer prachtvollen Flora exotischer Pflanzen, mit flatternden Fahnen in allen Farben der Länder des österreichischen Kaiserstaates und mit den Statuen der Vindobona und der Austria geschmückt. Auf zwei Tribunen sah man eine dicht gedrängte Masse festlich gekleideter Zuschauer, die ängstlich dem Augenblick der Ankunft des Kaisers entgegenharrten. Um fünf ein halb Uhr brauste der kaiserliche Zug, geführt von der prachtvoll geschmückten Locomotive „Proserpina" in den Nordbahnhof,

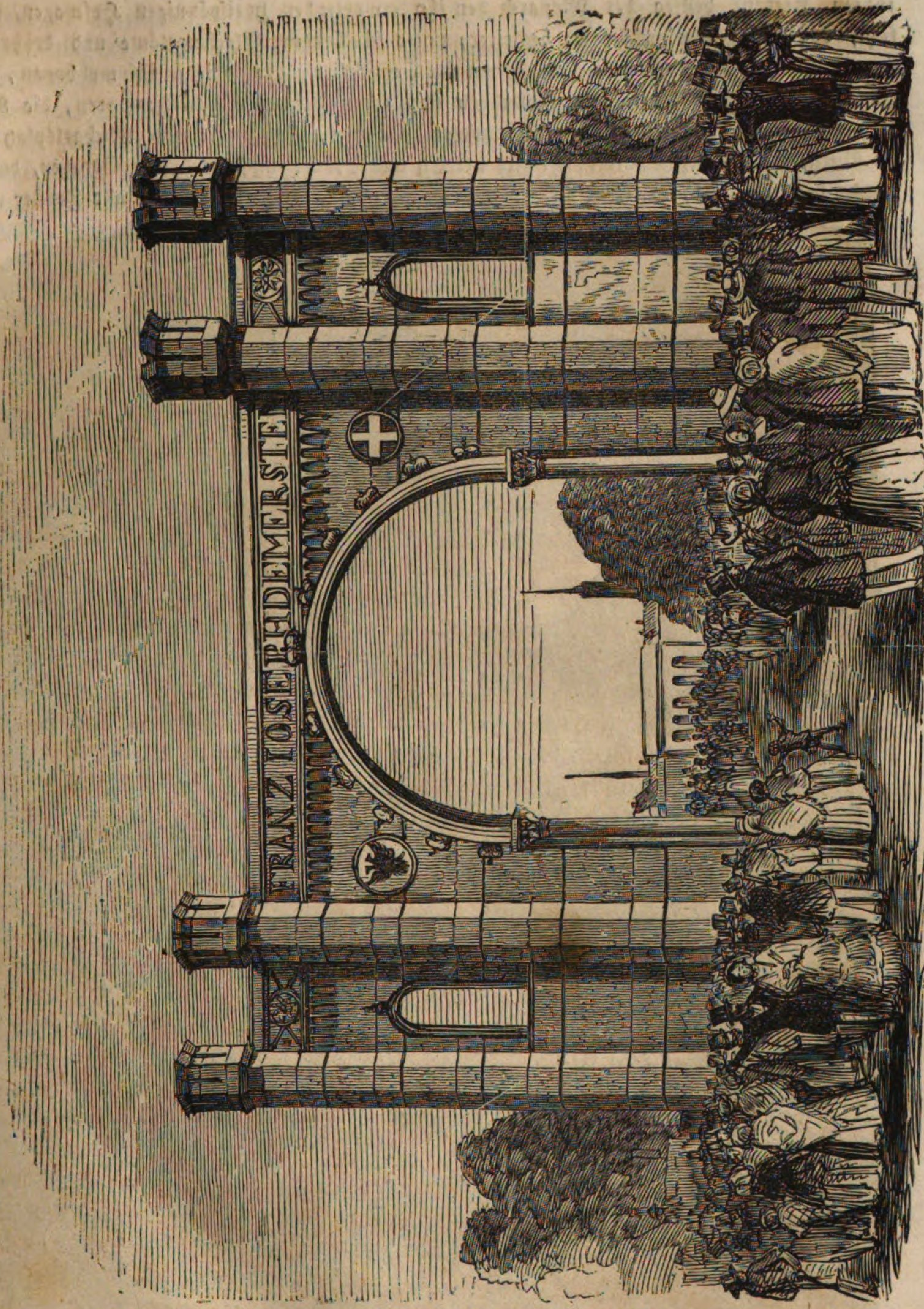


Der große Triumphbogen am Praterstern in Wien.

an dessen äußerstem Ende eine aus Tannenreisig aufgeführte, mit vielen Fahnen geschmückte Triumphpforte, mit der Inschrift: „Die Nordbahn ihrem Schützer" sich erhob. Die Erzherzoge Rainer und Sigismund nebst den hohen Würdenträgern empfingen hier Se. Majestät, eine große Zahl von Officieren aller Grade und Waffengattungen erwarteten Allerhöchstdieselben in der untern Halle und brachen beim Anblicke des Monarchen in einen enthusiastischen Jubel aus, in welchen das zahlreich versammelte Civile freudig einstimmte. Inzwischen hatten die jüngeren Officiere rasch eine



Die Beleuchtung der Donau an der Ferdinandsbrücke in Wien.



Der Triumphbogen bei Mariahilf in Wien.

Spalier bis zur Estrade beim Praterstern gebildet, welche Se. Majestät schnell, aber sichtbar ergriffen von dem feierlichen Momente, durchschritt. Am Fuße der mit prachtvollen Stoffen belegten Kaisertreppe von dem Bürgermeister, dem Vicebürgermeister und den beiden Vicepräsidenten des Gemeinderathes empfangen, betraten Se. Majestät die Estrade, wo der Bürgermeister Allerhöchstdenselben eine Bewillkommungs-Adresse überreichte und selbe auch bei Ueberreichung mündlich vortrug, welche Se. Majestät huldvollst zu beantworten ge-

ruhten. Hierauf bestieg der Monarch den ihn erwartenden zweispännigen Hofwagen, und fuhr, von dem Bürgermeister 2c. begleitet, unter schallendem Glockengeläute und dröhnendem Kanonendonner, durch den am Praterstern errichteten großartigen Triumphbogen, die Jägerzeile, wo die Zünfte und Innungen mit ihren Fahnen aufgestellt waren, die Rothenthurmstraße, Bischofgasse, Stephansplatz Graben, Kohlmarkt und Michaelsplatz in die Burg, wo ihn dessen durchlauchtigste Aeltern und Brüder empfingen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren von einer dicht gedrängten Volksmasse erfüllt, alle Fenster mit



Das Freudenfeuer auf dem Kahlenberge.

Blumen, Teppichen und besonders mit einem Damenflor reich verziert, manches zierliche und sinnige Blumensträußchen fiel in den kaiserlichen Wagen, auf an mehreren Orten aufgerichteten Tribunen spielten Musikchöre und überall erblickte man bereits die Vorrichtungen zu einer großartigen Beleuchtung, die auch bei eintretender Dämmerung die Nacht zu einem neuen freudigen Tage umwandelte. Einen besonders mächtigen Eindruck machte der oben angeführte vom Sockel bis zum Giebel glänzend beleuchtete Triumphbogen am Praterstern, so wie in der breiten Jägerzeile viele Häuser im vollen Sinne in einem Feuermeere schwammen. Auf dem alter Ister, dem Zeugen vieler traurigen und freudigen Ereignisse die das Haus Habsburg trafen, schaukelten reich illuminirte Schiffe, am Eingange der Vorstadt Weißgärber stand eine feurige Laube, einen zweiten kleineren Triumphbogen erblickte man am Eingange der Vorstadt Mariahilf und auch der ehrwürdige Stephansthurm feierte den Freudentag mit, an welchem der heiß geliebte Kaiser in die Mitte seiner Wiener zurückkehrte, und war so wie fast alle Thürme der Stadt beleuchtet. Rings auf den Bergen, welche Wien umgeben, brannten Freudenfeuer und bis spät in die Nacht wogten die freudig erregten Wiener und zahlreich herbeigeströmte Fremde durch die Straßen, die heute in ihrem Festkleide stolzirten. Es war eine herrliche Feier des Sieges, welchen das Vertrauen des Monarchen über die Herzen seiner irre geleiteten Unterthanen errungen! —

Die Schlacht bei Moor in Ungarn am 30. Dezember 1848.

Nach Original-Berichten.

(Die Illustrationen wurden nach eigenen Anschauungen auf dem Schlachtfelde selbst aufgenommen.)

Der kühne und mit fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten *) verbundene Anmarsch des durch den Banus von Kroatien, Baron Jellacic, geführten ersten Armee-Korps hatte den Magyaren-Chef Perczel, welcher durch seine Husaren-Patrouillen unterrichtet ward, daß der Ban bei Csecseny die Raab passirt und gegen Mesö in die linke Flanke der magyarischen Position vorrücke, bewogen, die vortheilhafte und durch Verschanzungen verstärkte Stellung bei Raab in größter Eile zu verlassen und sich über Babolna zurückzuziehen. Das kaiserliche Armee-Korps besetzte am 27. Dezember Raab, ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, und diese Stadt ward dadurch von der Gefahr befreit, der Schauplatz eines Kampfes zu werden. General Ottinger rückte mit seiner Kavallerie-Brigade den Insurgenten nach und ereilte ihre aus mehreren Honved-Bataillons und einem irregeleiteten Bataillon von Preußen Infanterie bestehende, vom Insurgenten-General Görgey befehligte, Arrieregarde bei Babolna. Das Gefährliche seiner Lage einsehend, versuchte Görgey sich ihr dadurch zu entziehen, daß er mit den Honveds und dem Geschütze seinen Rückzug eiligst fortsetzte und zu dessen Deckung das Bataillon von Preußen Infanterie zurückließ. Nachdem dieses Bataillon einige Decharrgen gegeben, griffen zwei Divisionen von Wallmoden Kürassier dasselbe heftig an und stäubten es gänzlich auseinander. Zehn bis zwölf Offiziere, darunter der Bataillons-Kommandant Major Szel, und einige 100 Mann bedeckten den Wahlplatz, der Rest aber wurde gefangen genommen und nach Raab gebracht. — Dieß war die Introduktion des Drama's, in welcher ein Korporal von Wallmoden Kürassier glänzend debutirte, indem er die beiden Fahnen-Offiziere niederhieb und das dreifarbige Panier des Bataillons eroberte.

Am 29. Früh Morgens rückte der Banus von Raab nach Kis-Ber vor. Ein Winterfeldzug ist immer mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden, er bietet aber hinwieder auch so viel des Schönen, daß man die Beschwernisse gerne erträgt. Zwar röthete die eisig kalte Luft die Wangen der Krieger, ihre Hände waren so starr, daß sie die Waffen kaum zu halten vermochten und oft sah man kleine Gruppen welche, ungeachtet des in dieser Gegend herrschenden großen Holzmangels, dennoch ein kleines Feuer angemacht

*) Das Korps konnte in den dortigen Niederungen nur auf dammartigen Seitenwegen vorrücken und mußte überdieß die von den Ungarn abgebrannten Brücken über die Rabnitz, Raab und Maczaly wieder herstellen, was große Anstrengungen erforderte und einen bedeutenden Zeitaufenthalt verursachte.

hatten, um ihre erfrornen Glieder zu erwärmen. Indessen warf die auf die Eisflächen strahlende Sonne einen Brillantschimmer zurück der, in allen Farben des Regenbogens spielend, jedes Auge erfreute. Und blickte man auf den unabsehbaren Zug von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, sämmtlich heiter und frohen Muthes dahin ziehend als ginge es zu einem Feste, so wurde man unwillkürlich von dem Gedanken erfaßt, daß dieser Phalanx unüberwindlich sei. Dazu die rührende Sorgfalt des Ban, der unermüdet von der Tête bis zur Queue der Kolonnen sprengte, Worte der Ermunterung und des Lobes seinen Kriegern spendete, und stets mit donnernden Zivio's empfangen und begleitet ward, — so war die Szene wirklich imposant und malerisch! —

Obwohl die zu passirende Straße von Bagagewägen vollgestopft war, ging der Marsch doch in vollkommener Ordnung vor sich, und spät am Abend erreichte die Brigade Grammont Kis-Ber. Die Division Hartlieb, mit dem Reserve-Artillerie-Park, war in Mezö Cöres zurückgeblieben. In der Intervalle zwischen diesem Orte und Kis-Ber stand General Ottinger mit seiner Kavallerie-Brigade. Die Einwohner von Kis-Ber kamen den Kaiserlichen mit ausnehmender Freundlichkeit entgegen und sprachen ihr Bedauern aus, daß das Korps des Insurgenten-Häuptlings Perczel fast alle ihre Vorräthe aufgezehrt, und nur sehr wenig übrig gelassen habe, um die Krieger ihres Kaisers bewirthen zu können. Besonders stellte sich die Wirthschafterin im Schlosse des Grafen Casimir Batthiany, zu dessen Besitzungen Kis-Ber gehört, hierüber gekränkt. Indem sie dem Banus, als er vom Pferde stieg, die Hand küßte und ihre Freude über das Glück aussprach, ihn wieder zu sehen, äußerte sie auch zugleich ihren Schmerz, daß sie nicht in der Lage sei, ihren reinen Patriotismus durch eine gute Bewirthung des herrlichen Mannes an den Tag legen zu können, den sie für den treuesten Diener des Kaisers erkenne und darum auch hochschätze. Zugleich klagte diese Frau, daß ein Beamter ihr bei dem Gutsherrn dadurch zu schaden gesucht, daß er ihr Schuld gegeben, die kaiserlichen Truppen und vorzüglich den Baron Jellacic mit zu viel Verschwendung bewirthet zu haben. Der Banus, welchem dieser gleißnerische Wortschwall zuwider sein mochte, beruhigte sie hierüber durch das Versprechen, alles, was nur in der Möglichkeit läge, für sie thun zu wollen, wenn sie ihn jemals brauchen sollte.

Da der Feldmarschall-Lieutenant in Kis-Ber seinen Truppen einen Ruhetag gönnen und erst am 31. weiter vorrücken wollte, nahm derselbe sein Hauptquartier im Schlosse des Grafen Batthiany. Obwohl die sämmtliche Dienerschaft sich im höchsten Grade bereitwillig zeigte und alle Anstalten zur reichlichen Besetzung der Tafel traf, so war doch keine Sehergabe nöthig um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diese übergroße Aufmerksamkeit nur Schein sei und man eben nur der Nothwendigkeit nachgab. Dieß behelligte indessen die Kaiserlichen nicht im Geringsten; sie ließen sich, bis die Tafel servirt war, den vorgesetzten Wein trefflich schmecken und erlaubten sich wohl manchmal auch einen kleinen Scherz mit der weiblichen Dienerschaft. Ein dem Hause angehöriger Mann, der in der Küche ebenfalls der Flasche eifrig zusprach, konnte sich jedoch nicht bezwingen; er ließ seiner Zunge freien Lauf, erzählte Anekdote auf Anekdote, in welcher die ungarischen Husaren stets als die unbesiegbarsten Helden figurirten, und aus seinen triumphirenden Blicken konnte man sehr deutlich die Vermuthung schöpfen, daß gegen die von ihm Gepriesenen die kaiserliche Armee noch einen sehr harten Strauß zu bestehen haben würde. Als er aber gefragt ward, wann Perczel das Schloß verlassen, wie weit er beiläufig entfernt sein, und wie bald man mit ihm zusammentreffen könne? — gab er nur ausweichende Antworten.

Die Tafel war endlich servirt, eine heitere Stimmung herrschte an derselben und zahlreiche Lebehochs wurden den befehligenden Generalen und ausgezeichneten Stabsoffizieren gebracht. Die Freuden der Tafel beeinträchtigten indessen den Dienst in keiner

Weise; denn auch während derselben gingen die Ordonnanz-Offiziere, Berichte bringend, immer ab und zu. Eben wollte der Kommandirende, nachdem er sich überzeugt, daß seine Truppen mit dem Erforderlichen versehen und alle Sicherheitsmaßregeln getroffen waren, sich zur Ruhe begeben, als zwei Offiziere eintraten und mit dem Generalstabs-Chef, General Zeisberg, leise einige Worte wechselten, worauf dieser schnell das Zimmer verließ, bald aber wieder zurückkehrte und dem Banus die Meldung machte, daß der Magyaren-Chef Perczel, am Morgen dieses Tages, mit beiläufig 10000 Mann und 24 Geschützen von Papa gegen Moor gezogen sei. Die beiden Offiziere hatten dieß in Erfahrung gebracht und auch bald darauf die kaiserlichen Kundschafter gemeldet, daß Perczel sich vor Moor aufgestellt habe. Der Banus faßte augenblicklich den Entschluß Perczel anzugreifen und trug dem General Zeisberg auf, die nöthigen Befehle zur allgemeinen Vorrückung und zum Angriffe des Feindes auszufertigen. Obwohl bereits Mitternacht vorüber, beabsichtigte der Kommandirende doch sogleich aufzubrechen; nachdem aber der Generalstabs-Chef aufmerksam gemacht, daß Moor in der Mitte des ungeheuren Bakonyerwaldes liege und der Feind daher, von der Finsterniß begünstigt, auf dem, den kaiserlichen Truppen ganz unbekannten Terrain leicht entschlüpfen könnte, wurde der Aufbruch auf den 30. Früh 5 Uhr bestimmt und die Ordonnanz-Offiziere flogen mit den Befehlen an alle Truppen-Kommandanten.

Als es bekannt ward, daß am nächsten Morgen der Feind angegriffen werden sollte, herrschte im ganzen Armee-Korps ein unbeschreiblicher Jubel. Offiziere und Soldaten, welche sich schon lange nach einem Zusammentreffen mit den Insurgenten gesehnt, dachten an keine Ruhe und wünschten den Morgen herbei, die Besorgniß hegend, es möchte in der Zwischenzeit ein Gegenbefehl eintreffen, das Korps zum Halten zwingen und so ihre Hoffnungen vereiteln. Daher wendeten sich mehrere Offiziere mit der Bitte an den Ban, sein Korps doch ja gewiß gegen den Feind zu führen, worauf dieser gerührt das feierliche Versprechen gab, ihren Wunsch zu erfüllen und, sein Glas erhebend, ausrief: „Unserem Siege! Hoch denen, die sich morgen im Kampfe auszeichnen!" Ein dreimaliger donnender Vivatruf schloß diese Scene.

Am 30. Früh 5 Uhr verließ die Brigade Grammont Kis-Ber auf der großen Straße, die von Raab nach Stuhlweißenburg führt. Die Brigade Grammont bestand aus dem fünften Jäger-Bataillon, einem Bataillon Likkaner, einem Bataillon Gradiskaner, zwei Divisionen Banderial-Husaren, drei Schwadronen Kaiser Franz Joseph Dragoner und einer Batterie. In der Entfernung von einer Stunde folgte ihr die Brigade Ottinger, welche aus sechs Divisionen der Küraßier-Regimenter Wallmoden und Hardegg und zwei Kavallerie-Batterien bestand; die Division Hartlieb hatte Befehl, so schnell als möglich ebenfalls auf Moor zu marschiren. Es herrschte eine furchtbare Kälte; die vom Eis spiegelglatten Wege waren kaum zu passiren und ein dichter Nebel verhüllte die Straße. Allein alle Schwierigkeiten die sich der kaiserlichen Armee entgegenthürmten, wurden von dem begeisterten Korps beseitigt, und wenn die Pferde die Kanonen nicht mehr fortzubringen vermochten, spannten sich Soldaten vor dieselben und zogen sie weiter. Der Banus aber war überall und sein Anblick allein reichte hin, auch die größten Anstrengungen als leichtes Spiel erscheinen zu lassen.

In dieser Weise war die Brigade auf der Ebene vor Moor eingetroffen; der Nebel schwand allmählig und strahlend stand die Sonne am wolkenlosen Himmel. Perczel, ohne Zweifel von dem Anmarsche kaiserlicher Truppen benachrichtigt, hatte eine vortheilhafte, dominirende Stellung eine halbe Stunde vor Moor eingenommen; seine Truppen waren in Schlachtordnung aufgestellt, ihre Waffen blinkten im hellen Sonnenscheine und eine ihrer Batterien begrüßte die Anrückenden mit einem dichten Kugelregen. Waren die Ungarn schon dadurch im Vortheil, daß sie, feststehend, dem sich

erst entwickelnden Gegner alle nur möglichen Hindernisse entgegenwälzen konnten, so begünstigte sie der Stand der Sonne noch mehr, denn während diese den Kaiserlichen gerade ins Gesicht strahlte und sie blendete, hatten die Ungarn sie in ihrem Rücken, konnten die Aufstellung der Kaiserlichen genau beobachten und sie auf alle mögliche Weise verhindern. Dessen ungeachtet nahm die Brigade Grammont an beiden Seiten der Straße eine angemessene Stellung, die Jäger wurden zur Besetzung des Waldsaumes beordert und in dieser Verfassung das Anrücken der Brigade Ottinger erwartet.

Nachdem auch der Banus eingetroffen, ritt der General Zeisberg, begleitet vom Oberstlieutenant von Schweiger, den Hauptleuten Graf Pimodan und de Traux, am linken Flügel so weit vor, daß er die feindliche Stellung leicht übersehen konnte. Der rechte Flügel der Ungarn stützte sich an ein Weingebirge, wodurch die Kavallerie verhindert ward, ihm beizukommen; der linke Flügel war refusirt und hatte Moor besetzt; das Centrum aber war stark mit Geschütz versehen, welches fortwährend ein heftiges Feuer unterhielt.

Als General Zeisberg den Ban von dem Ergebnisse seiner Rekognoszirung in Kenntniß setzte und beifügte, daß vor Eintreffen der noch rückwärtigen Kolonnen an keinen Angriff zu denken sei, sandte letzterer den Generalen Ottinger und Hartlieb den Befehl zu, ihren Marsch möglichst zu beschleunigen. Die Brigade Grammont beorderte er, eine gute Defensivstellung einzunehmen und den Feind fortwährend zu beschäftigen, was, da der Wald deren Schwäche maskirte, sehr leicht auszuführen war.

Bald erschien General Ottinger mit seiner Kavallerie-Brigade und kaum war dieselbe in die Gefechtslinie eingerückt, so erfolgte, ohne weiter auf das Eintreffen der Division Hartlieb zu warten, die allgemeine Vorrückung. Wildes Eljengeschrei schallte den Kaiserlichen entgegen. Die Jäger eröffneten ein heftiges Tirailleurfeuer und eine eiligst aufgeführte Batterie von sechs Kanonen antwortete in raschen Salven dem feindlichen Geschütze. Im heftigsten Kugelregen sprengte General Ottinger die Anhöhe hinan, und als er von hier die feindliche Aufstellung überblickte, rief er: „Der Tag ist unser! nur muß die Batterie dort genommen werden." „Wie?" frug der in der Nähe befindliche, dem Generalstabe zugetheilte Hauptmann Graf Pimodan. „En debandade!" entgegnete der General und sprengte wieder zu seiner Brigade zurück. Hauptmann Graf Pimodan eilte nun auf eine Küraßier-Division zu, forderte sie zum Sturm auf die Batterie auf, und stürzte, mit dem Oberstlieutenant Grafen Sternberg an deren Spitze, im Galopp auf die Batterie los. Die sie vertheidigenden Insurgenten, in deren Reihen eine achtzehn- bis zwanzigjährige Amazone sich befand, wehrten sich tapfer; ein Trainsoldat will eine wieder aufgeprotzte Kanone wegführen, Hauptmann Pimodan haut ihn vom Pferde, wird aber im selben Augenblicke von einer Abtheilung Husaren umringt, deren Offizier und ein Trompeter heftig auf ihn eindringen. Pimodan sticht den Offizier nieder, dessen Mannschaft jedoch schließt ihn immer enger ein; er wird am Halse und an den Armen gefaßt, so daß er den Säbel nicht mehr frei gebrauchen kann; er stößt dessen Gefäß einem seiner Dränger ins Gesicht, empfängt mehrere Hiebwunden in die Schädelknochen, entrinnt jedoch durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Inzwischen war die Batterie von den Küraßieren genommen worden, und Pimodan, von eigenem und Feindesblute bespritzt, ohne Hut und mit gebrochenem Säbel, brachte dem Banus die Meldung hiervon, unterhielt sich noch sehr munter mit einigen Kameraden, bis er schwächer ward, mit großer Anstrengung noch einige Zeilen an seine Mutter schrieb, damit diese nicht durch fremde Schriftzüge erschreckt werde, und dann sich zur Ambulanz begab. —

Auch die Haupt-Kolonnen waren vorgerückt; der Banus selbst leitete ihre Manö-



Hauptmann Graf Pimodan meldet die Eroberung der ersten Batterie.

1. Hauptmann Graf Pimodar. 2. General Zeisberg. 3. Banus Jellacic. 4. Major Anton Jellacic. 5. Denkstein, Oberst des Generalstabes. 6. Cerini, Kürassier-Rittmeister. 7. Baron Riedesel. 8. Habermann, Major. 9. Graf Sergentin, Oberst. 10. Artur Nugent, Oberst. 11. Graf Sermage, Oberst der Banderial-Husaren. 12. Jakobs, Oberst des Generalstabes.

vers mit der ihm eigenen Ruhe und Festigkeit und ein furchtbarer Kampf hatte begonnen. Fruchtlos strengte General Ottinger längere Zeit alle seine Kräfte an, mit seiner Kavallerie einen thätigen Antheil an demselben zu nehmen; die feindliche Aufstellung setzte seinem Bestreben unübersteigliche Hindernisse entgegen. Jetzt aber kamen zwei Seresaner, deren Einer Isaak Priza hieß und Oberbascha des Ottochaner Regimentes war (des Zweiten Name blieb unbekannt) und zeigten dem General eine zum Vordringen geeignete Stelle. Schnell benutzte Ottinger den erhaltenen Wink, drang mit seiner Kavallerie vor und kam mit den sich ihm entgegenwerfenden Husaren in scharfe Berührung. Hartnäckig war der Kampf, tapfer wehrten sich die Husaren, von der Begierde entflammt, ihren so lange bewährten Ruhm sich noch ferner zu erhalten. Aber wie Mauern standen die Kürassiere, ihre schweren Säbel machten manchen der Husaren mit dem Boden vertraut, die aber auch ihre kräftigen Gegnern neben sich betteten. Rittmeister Graf Schaffgotsche, von Wallmoden Kürassier, ging seiner Eskadron mit leuchtendem Beispiele voran. Aus einer tiefen Kopfwunde blutend, kämpfte er dennoch immer fort, und erst als sein Küraßband zertrümmert ward und der Küraß sich auf die Seite schob, gelang es einem seiner Gegner, ihm einen Stich in die Brust zu versetzen, in Folge dessen der von Kampf und Blutverlust ermattete Held vom Pferde sank und sein Leben aushauchte. Der Fall ihres Rittmeisters war das Signal zu einem neuen und wüthenden Angriffe von Seite der Kürassiere. Zwar hielten die Husaren beharrlich Stand; aber der Andrang war zu mächtig, die Kürassiere zu erbittert, die Husaren mußten das Schlachtfeld räumen und zogen sich eiligst zurück.



Der gefallene Rittmeister Graf Schaffgotsche.

Eine andere Abtheilung Kürassiere, an deren Spitze der Ban selbst sich befand, hieb an mehreren Punkten auf die Infanterie ein; Jäger und Kroaten nahmen die Weinhügel und Moor selbst im Sturme und bald war die Ebene, auf der man noch vor Kurzem eine imposante ungarische Heeresmacht gesehen, mit Todten, Verwundeten, Flüchtlingen und Waffen aller Art in buntem Chaos bedeckt. Von Seite der kaiserlichen Kavallerie war der Angriff mit solcher Blitzesschnelle erfolgt, daß die ungarische Infanterie nicht Zeit gefunden Quarre's zu bilden, und während ihrer Bewegung ereilt, zersprengt und zum Theil niedergehauen ward. Auf dem linken Flügel zeichneten sich Franz Joseph Dragoner besonders aus; Ihrem erhabenen Inhaber ein weithin schallendes Lebehoch



Kavallerie-Gefecht aus der Schlacht bei Moor.

bringend, stürmten sie gegen die feindliche Infanterie und warfen selbe nieder. Drei Eskadronen des neu errichteten Banderial-Husaren-Regimentes, von ihrem Obersten Grafen Sermage und dem Major Kameniak befehligt, — welche an diesem Tage ihre erste Waffenthat vollführten, — bedeckten sich hier mit unvergänglichem Ruhme; sie allein brachten 200 Gefangene ein. General Ottinger verfolgte mit seiner Kavallerie den Feind noch auf eine weite Strecke und ward bei seiner Rückkehr mit zahllosen Zivio's empfangen.

Der Banus war beglückt durch das Resultat dieses Tages; denn es wurden 1800 (nach andern Angaben 2600) Gefangene eingebracht, 7 Kanonen erobert, und der Rest des Perczel'schen Korps floh in Eile nach Stuhlweißenburg. Mit der ihm eigenen Herzlichkeit dankte Baron Jellacic den Generalen Zeisberg, Ottinger, Grammont, Krieger, Hartlieb und sämmtlichen andern Officieren, von denen viele ehrenvolle Wunden trugen, belobte die Soldaten, deren kühner Muth und hohe Begeisterung ihm diesen glänzenden Sieg erfechten half, und beklagte aufrichtig diejenigen, welche diesen Triumph der kaiserlichen Waffen mit ihrem Leben bezahlt. — Die Nachricht von der Niederlage der Ungarn verbreitete panischen Schrecken in den Städten Ofen und Pesth. Die Mitglieder des Reichstags und jene der revolutionären Regierung verließen in banger Furcht die Hauptstadt des Landes und flüchteten sich über die Theiß nach Debreczin, wohin viele Anhänger ihrer Partei folgten. —

Ein unbeschreiblich wehmüthiges Gefühl erfaßte Jeden, welcher nach beendigtem Kampfe das Schlachtfeld durchschritt und den Verbandplatz besuchte. Auf dem Schlachtfelde lagen Menschen und Pferde, zertrümmerte Wagen, Geschützröhre, Monturs- und Rüstungssorten in buntem Gemische durcheinander. Manchmal regte sich etwas und zog die Aufmerksamkeit der Wandernden auf sich; es war ein Schwerverwundeter, der noch eine letzte Anstrengung machte und dann seinen Geist aushauchte. Indessen fand man auch noch viele leicht Verwundete unter der Masse, welche, gleichviel, ob sie dem Freunde oder Feinde angehörten, aufgehoben und der ärztlichen Pflege übergeben wurden. Weiter schreitend, fand man den Rittmeister Grafen Schaffgotsche, seiner Uniform entblößt, neben ihm sein Helm voll Hieben und mit ganz zerfetztem Kamme. Gleich darauf eine Kanone, deren Form ganz eigenthümlich war und welche dem sechzehnten Jahrhunderte anzugehören und aus einem Zeughause genommen zu sein schien. Wieder weiter, auf einer kleinen Anhöhe, lag ein Frauenzimmer in Husaren-Uniform, nicht groß zwar, aber von schönen Formen und kräftiger Gestalt, mit einer klaffenden Wunde in der Brust; es war die Amazone, welche bei Erstürmung der ersten Batterie gefallen. Näher gegen den Ort erblickte man wieder ein langes Rohr einer Feldschlange, wie man überhaupt viele dergleichen Antiquitäten ansichtig ward. Eine bedeutende Anzahl Gefangener, zum Theil verwundet und Alle sehr traurig, wurden auf einem Hügel von Banderial-Husaren bewacht, und es machte einen erschütternden Eindruck, unbewaffnete Husaren unter der Obhut bewaffneter zu erblicken — den Bruder vom Bruder bewacht, weil er, irre geleitet, sich vom Vater gewendet!

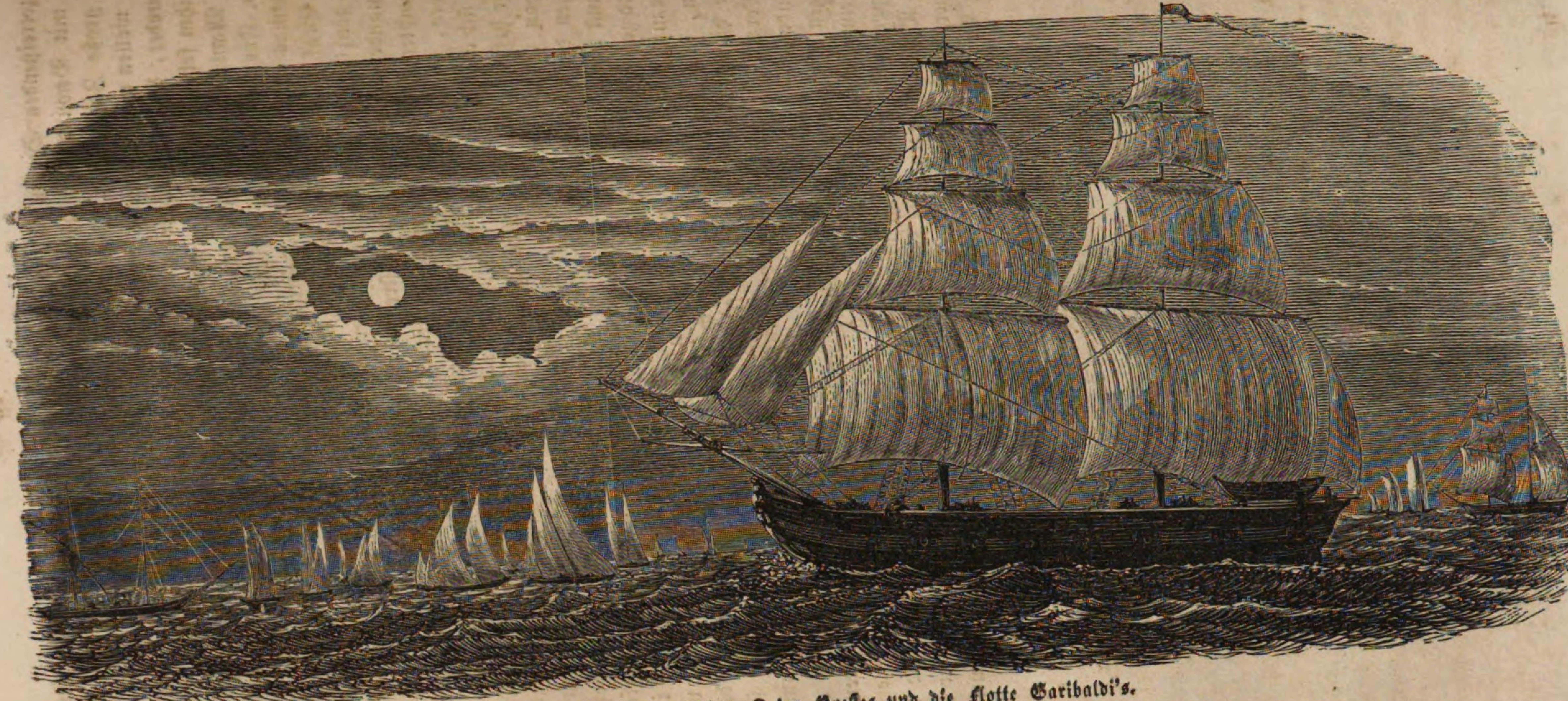
Der Verbandplatz war mit Verwundeten wie besäet; die meisten hatten Kopf- und Handwunden und die Anzahl der Aerzte war viel zu gering, um, selbst bei aller möglichen Anstrengung, Jedem schnell Hilfe leisten zu können. Die herrschende grimmige Kälte machte das Blut sogleich gerinnen und gab der Wunde oft eine eigenthümliche Form, die dem Arzte nicht die gehörige Einsicht gestattete. Dieß Alles wirkte hemmend auf die Linderung der Leiden der Verwundeten ein und verlängerte ihre Dauer. Zudem fehlte es an Wasser zur Reinigung der Wunden, und so kam es, daß man an allen Orten seufzend nach dem Arzt rufen und um Hilfe bitten hörte und mancher tapfere Held kleinmüthig ward und wie ein Kind bat. Wendete man aber den Blick von diesen



Hauptmann Graf Pimodan und seine Gegner auf dem Verband-Platze.

herzzerreißenden Szenen ab, so boten sich wieder Momente, welche Staunen erregten und mit Bewunderung über die Fügungen der Vorsehung erfüllten. Es wäre leicht, eine große Zahl solcher Vorfälle hier anzuführen, um aber die Leser nicht zu ermüden, wollen wir nur einige kurz berühren. Einen jungen Jäger, welcher im Gesichte verwundet, dessen ungeachtet aber noch munter und fast lustig war, fragte der Arzt, was ihm fehle? „Ah!“ — erwiederte dieser — „eine Kugel traf mich ins Gesicht, hier beim Maul hinein und bei der Wange heraus. Wird wohl nicht so viel zu bedeuten haben. Für Kaiser und Vaterland ist dieß noch immer viel zu wenig!“ Ist ein solcher Heroismus und eine solche Denkungsart nicht der Bewunderung werth? — Hauptmann Graf Pimodan hatte ziemlich schwach, auf einem kleinen Abhange Platz genommen; ganz in sich gekehrt saß er hier in seinen Mantel gehüllt, den mit zwei quer übereinander liegenden Leinwandstreifen verbundenen Kopf mit seinen Händen stützend. Da brachten Infanteristen zwei gleichfalls am Kopfe verwundete ungarische Husaren-Offiziere, deren Einer über das fast ganz flach gedrückte Gesicht eine Binde trug, welche sich ebenfalls auf den Abhang neben Pimodan niedersetzten. Ihre Schmerzen mußten sehr heftig sein, da sie flehend nach dem Arzt um Hilfe riefen. Pimodan, obwohl selbst von Schmerzen gequält, nahm dennoch Theil an seinen Nachbarn; er wandte sich gegen die fremden Offiziere, den Einen mitleidig fragend: „Was fehlt Dir und wie nennst Du Dich?“ Der Gefragte antwortet, Pimodan faßt ihn schärfer ins Auge und bald zeigte es sich, daß der Fremde derselbe Husaren-Offizier war, mit dem Pimodan gekämpft, und daß sie die Wunden, welche sie trugen, sich gegenseitig geschlagen. Gerührt bot Pimodan dem fremden Offiziere die Hand, welche derselbe feurig ergriff, und diejenigen, welche sich am heutigen Morgen in wilder Schlacht hatten tödten wollen, plauderten nun friedlich mit einander. —

Gegen Abend zog das Armee-Korps in Moor ein und wurde mit freudigem Zurufe, dem Schwenken weißer Fahnen und Tücher von den Einwohnern begrüßt. Die Truppen sahen jedoch nur mit Mißtrauen auf diese Freundlichkeit und hielten sich von jeder Berührung fern. Als bereits die Nacht hereingebrochen, ward der lange Zug Gefangener durch Moor geführt, und ihr Anblick erregte lebhaftes Bedauern in jeder fühlenden Brust. —



Die kaiserl. österreichische Brigg Oresses und die Flotte Garibaldi's.

Die kaiserliche Brigg Orestes und die Flotte Garibaldi's.

Eine der zahlreichsten Freischaaren Italiens während der Revolution des Jahres 1848 war ohne Zweifel die sogenannte Banda di Garibaldi, an deren Spitze Garibaldi selbst stand, welcher zu Rom die Vertheidigung der westlichen Theile dieser Stadt geleitet hatte. Ihm zur Seite stand seine Frau, eine Tejanerin, die täglich mit ihm in die Trancheen ritt, wo sie beide Geschenke und Versprechungen austheilten und dem Volke Muth einsprachen. Ja die feurige Brünette Erminia sprang eines Tages bei einem solchen Inspektions-Ritte von ihrem Zelter, jagte den Vormeister einer Kanone, der den Muth verloren hatte, mit der Reitgerte von seinem Posten und bediente das Geschütz durch mehr als eine Stunde mit eigener Hand. Garibaldi wußte den Ruf Erminia's zu nützen und zu belohnen, und ernannte sie zur Inhaberin der dritten Legion, welche nun Legione Ermina hieß und auf diesen Namen nicht wenig stolz war. Erminia war auch eine interessante und ungewöhnliche Erscheinung. Die Sonne Mejiko's hatte zwar ihre Hautfarbe gebräunt, allein ihre zwar starken, aber dennoch edlen Züge hatten dadurch nur an Ausdruck gewonnen, und das feurige Auge, von buschigen Braunen beschattet, strahlte unternehmend unter der breiten Krempe des Hernanihutes hervor, der mit einer dreifarbigen Feder geziert war. Ihre Gestalt wäre zwar zu untersetzt gewesen, aber als Legionärin zu Pferde nahm sie sich ziemlich stattlich aus; das kirschrothe Wamms, welches sie zu tragen pflegte, gab ihr allerdings etwas den Amazonen Aehnliches. So wie sie an der Seite ihres Gatten war, so befand sich auch an ihrer Seite ein gewisser Anselmo B., der Sohn eines Advokaten aus Siena. Dieser Anselmo versah die Stelle eines Adjutanten bei Garibaldi, war zugleich Quartiermeister desselben und die böse Welt sagte, daß es nicht der Heldensinn der Amazone allein gewesen sei, der den jungen Rechtsmann so an diese Dame fesselte, besonders da es dem Anselmo einst gelang Erminia, welche in Gefahr war, mit ihrer ganzen Legion umzingelt und gefangen zu werden, aus dieser Noth zu befreien. Als nun Rom endlich erlag und die Freischärler flüchten mußten, zerstäubten auch jene Legionen und nur zweihundert blieben ihrem ehemaligen Führer getreu, welche sich entschlossen ihm, seiner Gattin und seinem Adjutanten nach Venedig, als dem letzten und einzigen Standpunkt ihrer ferneren Thätigkeit, folgen zu wollen. Auf eine, wie man sagt, allerdings strategisch verdienstvolle Art, gelangte der kleine Haufe am dritten August 1849 ohne Schwertstreich an die Küste des adriatischen Meeres, nachdem er in der Republik San Marino vergeblich um Unterstützung nachgesucht hatte. Zu C*** in der Romagna, wurde Halt gemacht. Dort vernahm Garibaldi seit seiner Flucht zum erstenmale wieder etwas von dem wahren Stande der Dinge, und da er hörte, daß man in Venedig Hilfe bedürfe und ihn dort sehnlich erwarte, beschloß er unverweilt dahin aufzubrechen.

C*** ist ein unbedeutender Ort, ziemlich nahe am Meeresufer. Ein Pfarrer,

der eigentlich seinen Sitz in der nächsten Ortschaft hat, und ein Capo della Comune sind die einzigen Autoritäten, die sich dahin verirrt haben. Dieser Ortsvorstand hatte aber den Kopf gänzlich verloren, denn er hatte im Nachbarorte österreichische Soldaten gesehen, und gab auf alle Fragen verkehrte Antworten.

Da blieb denn nichts übrig, als einen zuverlässigen Mann zum Regnoszíren auszusenden. Allein die Kapuziner-Kutte, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich als Verkleidung diente, war verloren gegangen, und so mußte denn in Ermanglung jedes andern Auskunftsmittels der gute Ortsvorstand seinen, in der ganzen Gegend wohlbekannten, braunen Rock und seine Beinkleider herleihen, er mochte wollen oder nicht. Ein gewisser Bullo, ein hübscher, verschlagener italienischer Bursche, hüllte sich in des Vorstands Kleider, setzte sich auf dessen Maulthier, begab sich sogleich auf den Weg und trabte lustig auf der Straße vorwärts. Dem Ortsvorstand, der denn doch nicht in bloßem Hemde und Schuhen dastehen konnte, blieb nichts übrig, als Bullo's bedeutend mitgenommene Uniform anzuziehen, in welcher sich der dicke Mann ziemlich lächerlich und unbequem ausnahm.

Der Garibaldische Haufe hatte sich indessen in einem jener verlassenen Landhäuser niedergelassen, die man in den Straßen der Romagna so häufig findet. Der Führer selbst stand in einer Fensterbrüstung und sprach mit dem Engländer Forbes, welcher Oberst und Kommandant der ehemaligen zweiten Legion gewesen, über die Wahl des Weges nach Venedig. Die Schärler saßen in Gruppen herum, aßen ihr dürftiges Abendbrot oder rauchten ihre Zigarre, während die hungerigen Pferde, welche Tags zuvor aus Gier schon am Sattelleder genagt hatten, die mageren staubbedeckten Pflanzen aufsuchten die an der Straße standen. Maestro Anselmo aber lispelte in einer Ecke mit Erminia, die leider vom anhaltenden Ritte so sehr ermüdet war, daß sie seinen Aufmerksamkeiten nur wenig Gehör schenken konnte. Die kühne Kämpferin lag jetzt, grau vom Staub auf einer elenden Pferddecke, neben ihr befanden sich zwei Pistolen und eine Feldflasche.

Als endlich der Mond heraufkam, wurde das Häuflein stiller und stiller, die Abgematteten schliefen ein; nur der Ortsvorstand, welcher, da er einmal die Soldatenkleider an hatte, keine der ihm angebotenen Feldflaschen zurückwies, befand sich bei guter Laune, und bloß Anselmo sprach noch von Venedig und dem letzten Hoffnungsstrahl, der nach den erlebten Niederlagen von dorther leuchte. Aber Erminia entgegnete mit einem tiefen Seufzer, daß sie ein Gefühl von Bangigkeit habe, und daß Garibaldi am besten thäte, sich nach Griechenland einzuschiffen, da ihre Geschäfte hier zu Ende seien. Anselmo war nicht wenig erstaunt, seine sonst zu den kühnsten Wagestücken geneigte Gebieterin plötzlich so zu Boden gedrückt zu sehen. Auch er verstummte und überließ sich seinen trüben Gedanken.

Die Lage der Dinge war auch allerdings höchst bedenklich. Der Weg zu Lande bis Chioggia hätte jedenfalls erkämpft werden müssen. Der Weg zur See war wegen Mangel an Fahrzeugen eine Unmöglichkeit und selbst wenn man Fahrzeuge aufgetrieben hätte, so war doch die Punta Maestra, an welcher man nothwendig vorbei mußte, von österreichischen Kriegsfahrzeugen besetzt, die dort wachsam kreuzten und vollkommene Herren des Fahrwassers waren. Von langer Dauer durfte aber der Aufenthalt in C * * * ebenfalls nicht sein, da die in der Nähe stationirten österreichischen Truppen bald davon in Kenntniß gesetzt worden wären und nirgend leichter als hier die Garibaldische Schaar hätten umzingeln und gefangen nehmen können. Garibaldi wußte dieß alles, ja er hatte in den Abendstunden vernommen, daß auch Venedig bereits in den letzten Zügen liege, aber dennoch wollte er nicht nachgeben und das letzte Mittel unversucht lassen.

Gegen Mitternacht, da bereits alles ermüdet in die Arme des Schlafes gesunken

war, ereignete sich eine Szene, die in gefahrvollen Lagen wohl öfters eintritt und ihren Grund mehr in der bangen Spannung der Gemüther, als in der wirklichen Nähe einer Gefahr hat. Es ertönte nämlich plötzlich eine ängstliche Stimme durch die nächtliche Stille. Die Schläfer fuhren auf und griffen, noch halb im Traume, zu den Waffen; die Reiter saßen wie im Fluge auf den Pferden, und in wenigen Minuten war der ganze Troß in Bewegung gegen die See zu, ohne daß irgend jemand wußte, warum man so hastig fliehe. Erst nach einer Weile machte man Halt, um der Ursache des Flüchtens auf die Spur zu kommen, und als man nun etwas ruhiger hinhorchte, vernahm man — wieder jene einzelne Stimme, welche niemand anderem angehörte als dem Vorstand von C * * *, der, wie sich jetzt ergab, seinem Maulthiere nachjagte, auf dem Bullo fortgeritten war und welches nun, zum größten Erstaunen Garibaldi's, ohne Reiter zurückkam.

Das war jedenfalls ein bedenkliches Vorzeichen, Garibaldi schüttelte bedächtig den Kopf. Kein Mensch sprach ein Wort. Nur der Ortsvorstand lamentirte über die Unbequemlichkeit seiner jetzigen Tracht und die Unmöglichkeit in derselben nach Hause zu gehen. In diesem Schweben zwischen Sein und Nichtsein blieb man bis gegen drei Uhr Morgens. Da graute der Tag und aus den Frühnebeln, die sich allmählich lichteten, blickte der weite, klare Silberspiegel des adriatischen Meeres. Eine Anzahl von Fischerbarken, die während der mondhellen Nacht ihr Glück auf der See gesucht hatten, steuerten der Küste zu und landeten. Die Fischer zündeten Feuer an und kochten ihr Morgenmahl, aber ihre Ruhe wurde durch den Anblick der herankommenden Freischärler nur zu bald gestört. Auf Garibaldi hatte die Ankunft der Barken einen anderen Eindruck gemacht; er sah durch sie wieder einige Hoffnung für seine phantastischen Pläne auftauchen, und begab sich alsogleich daran, die Fischer durch Worte und Geldanträge dahin zu bringen, daß sie ihn und seine Anhänger nach Chioggia brächten. Aber diese einfachen Leute waren nicht so leicht zu bewegen. Da entschloß sich der Flüchtling Gewalt zu brauchen. Er ließ augenblicklich mehrere Boote von seinen Söldnern besetzen und befahl, daß die Einschiffung in der Nähe des Ortes Cervia statt finden solle, weil hier, wo man sich eben befand, die Fluthbrandung zu heftig sei. Die Barken fuhren also ab und Garibaldi zog mit seinem Häuflein am Ufer entlang bis zu der bestimmten Bucht, die er erst Abends erreichte.

Mittlerweile war aber Garibaldi's Zug doch bekannt geworden und ein Piket von sieben, obwohl fieberkranken, so doch eisern an ihrer Pflicht haltenden braven österreichischen Gränzern machte sich auf, um sich von der gehörten Meldung zu überzeugen. Die Wackeren wurden aber übermannt, zu Gefangenen gemacht und ebenfalls an Bord der Barken gebracht, um die merkwürdige Fahrt mitzumachen. Bei der Einschiffung fand sich viel Volk ein. Manche der berittenen Begleiter Garibaldi's verkauften ihre halbverhungerten Pferde, und gleich nach Sonnenuntergang stieß man vom Lande und steuerte in nördlicher Richtung, um so schnell als möglich in das gute Fahrwasser zu gelangen. Garibaldi, der einige seemännische Kenntnisse hatte, gab selbst den Steuerkurs an, und hatte die wohlüberlegte Absicht, sich während der Nacht der Küste von Goro zu nähern, wo die günstige Strömung bei der geringen Tauchung der Barken sie noch vor Tagesanbruch auf die Höhe der Punta Maestra bringen konnte. Die See war wenig bewegt, die Briese flau, aber günstig, und in wenigen Stunden war die Küste von Cervia verschwunden. —

Der Ortsvorstand hatte kurz vor der Einschiffung das Glück sich seiner ungewöhnlichen Kleider entledigen zu können; er benützte die Abenddämmerung um sich und seinen Esel sicher nach Hause zu bringen, und gelangte endlich nach mancherlei Angst und Sorge vor gewissen Nachzüglern, an das Thor seines ersehnten Hauses. Er mußte aber zwei-

mal klopfen, ehe ihm Katharina öffnete und war neuerdings nicht wenig in Verlegenheit, als er hinter seiner Haushälterin eine männliche Gestalt erblickte, welche das Licht hielt, und in dieser männlichen Gestalt niemand andern erkannte, als jenen Bullo, der auf dem Maulthiere davongeritten war, und der dem guten Capo della Comune ganz kurzweg sagte, daß er ihm für einige Zeit Unterkunft geben müsse, wofern er nicht wolle, daß Bullo am rechten Orte erzählen würde, wie der Herr Ortsvorstand in den Kleidern der Freischärler gesteckt und wacker mit ihnen gezecht habe.

Der Vorstand knirschte zwar mit den Zähnen, mußte sich aber alles und in der Folge noch mehr gefallen lassen, denn der pfiffige Bullo hatte den besseren Theil erwählt, er besaß nähmlich nach einigen Monaten ein hübsches Wirthshaus in F**** und dazu eine ganz niedliche Wirthin, Namens Katharina.

Garibaldi war indessen mit seiner sogenannten Flotte gegen 11 Uhr Nachts (4. August) bis auf die Höhe der Bocca della Pila gekommen, allein schon Abends vorher hatte der Kommandant eines österreichischen Kanonenbootes die 19 Segel entdeckt und seine Meldung am Bord der kaiserlichen Brigg „Orestes," Kapitän Johann Scopenich, gemacht. Die Aufstellung der kaiserlichen Schiffe wurde dieser Meldung entsprechend angeordnet. Als gegen Mitternacht die Flüchtlinge die österreichischen Schiffe erblickten, suchten sie, begünstigt von einer Landbriese, die hohe See zu gewinnen. Allein Kapitän Scopenich wußte diesen Plan zu vereiteln, indem er den Schooner „Elisabeth" und ein Kanonierboot herbei befehligte. Da theilte sich Garibaldi's Flotte und schien die verzweifelte Absicht zu haben, die Brigg „Orestes" an Steuerbord und Backbord zugleich anzugreifen und zu entern. Aber ein wohlgezielter Schuß vom Bug der Brigg zerschmetterte augenblicklich den Setzbord einer der Fischerbarken, verwundete mehrere Individuen und gab somit das Zeichen zum eiligsten Rückzuge. Allein auch dieser, so leicht er bei dem Dunkel der Nacht und der Nähe der Küste hätte gelingen können, wurde durch ein entsprechendes, flinkes Manöver der österreichischen Kriegsschiffe vereitelt und der grauende Morgen sah 162 Mann der Garibaldischen Schaar als Kriegsgefangene.

Garibaldi, die stolze Erminia, Anselmo und noch etliche andere entkamen nur dadurch daß sie ihr Boot an der Küste stranden ließen, über Bord sprangen und sich in den Kleidern, die sie den Fischern mit Gewalt abnahmen, an das Land flüchteten. Die Gefangenen, welche alle den Tod erwarteten, wurden Tags darauf durch den Dampfer „Trieste", Kapitän Heinrich von Littrow, nach Pola gebracht, von wo aus sie, als der italienische Insurrektionskrieg beendet war, zu ihrem größten Erstaunen wohlbehalten in ihr Vaterland zurückgesendet wurden.

Die
Persen Oesterreichs.



Guttenstein in Nieder-Oesterreich.



Schloß Emmerberg in Nieder-Oesterreich.



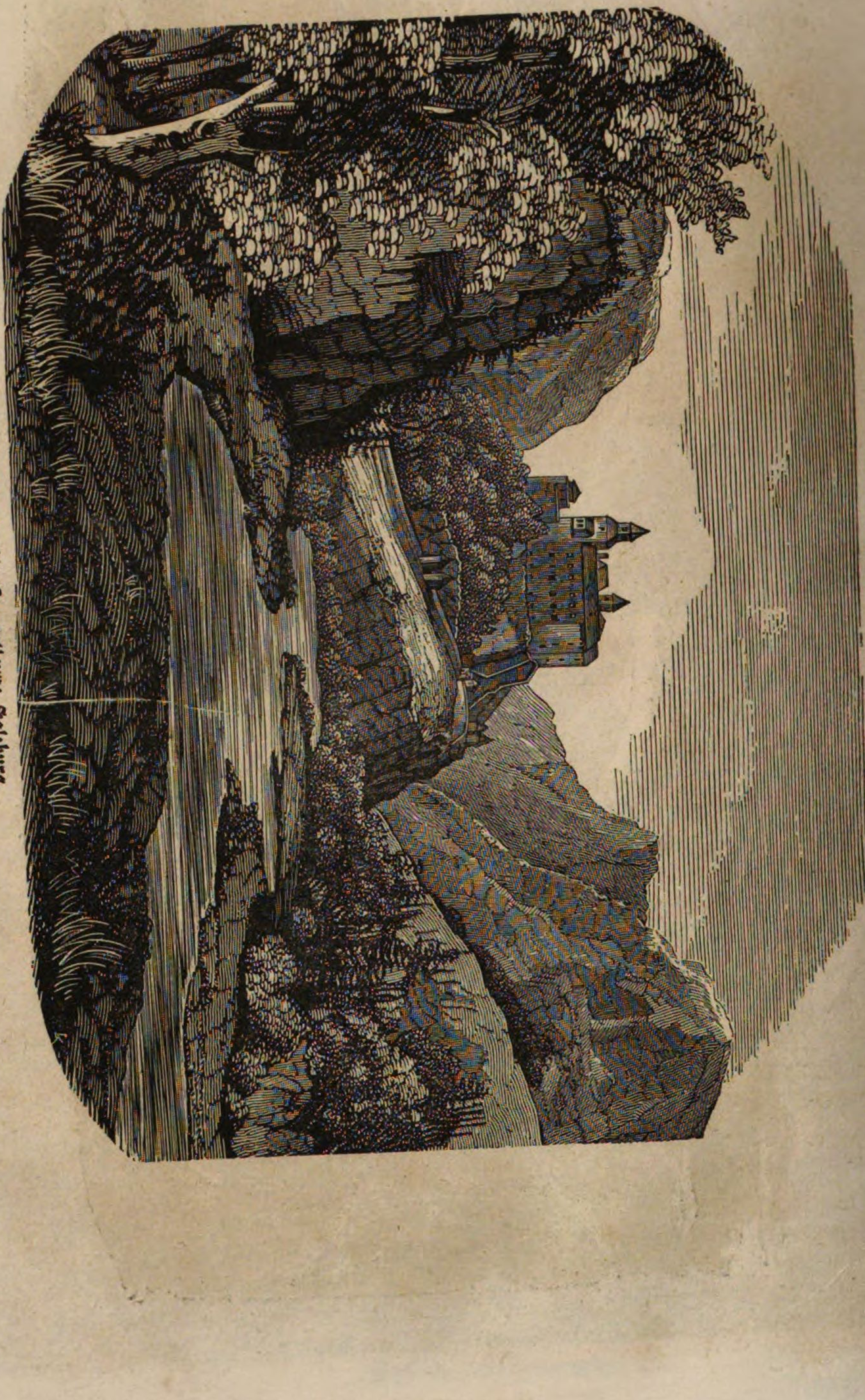
St. Wolfgang in Oesterreich ob der Enns.



Ischel im Salzkammergute.



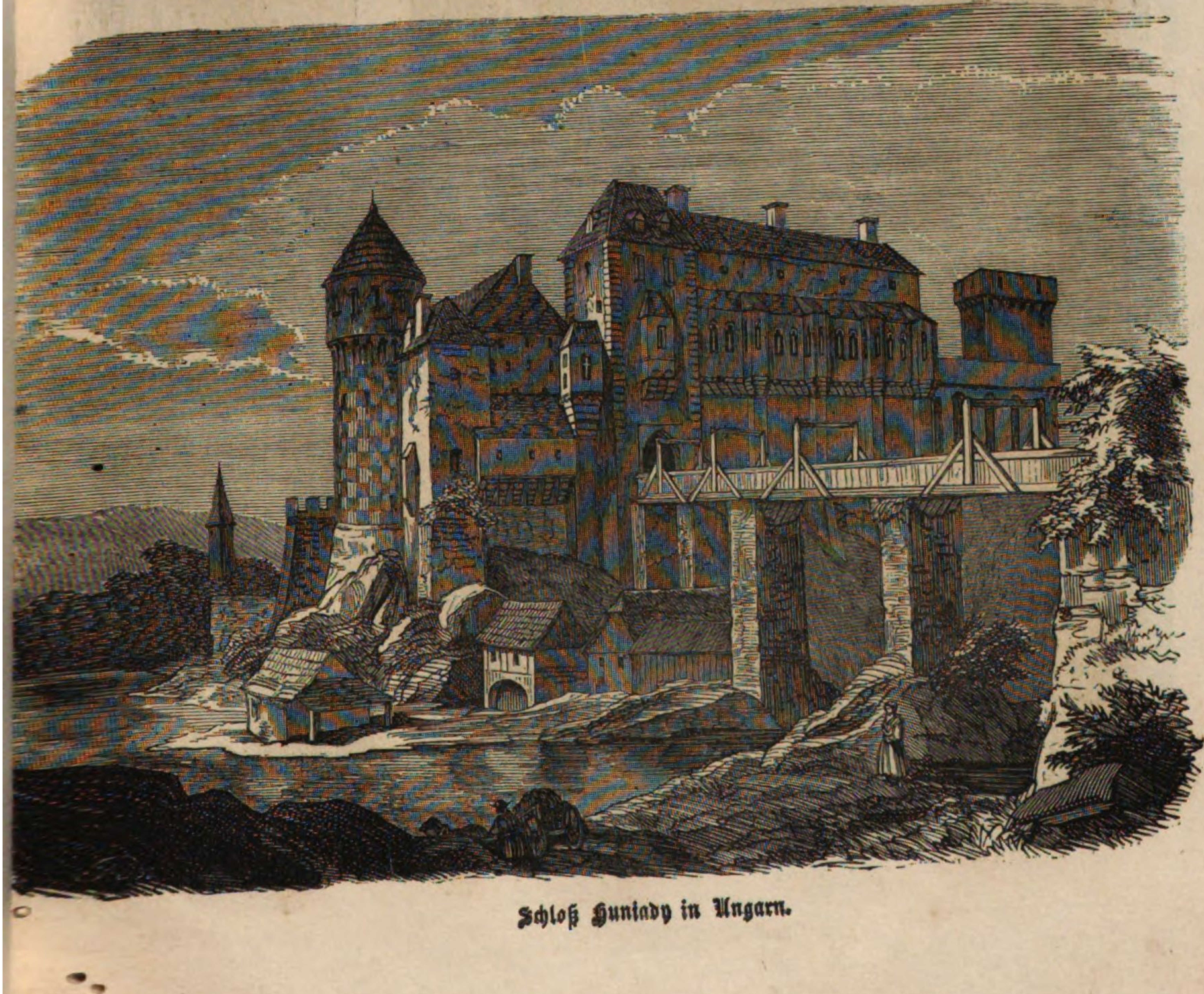
Hallstädter - See in Oesterreich ob der Enns.



Schloß Werfen im Herzogthume Salzburg.



Schloß Karlstein in Nieder - Oesterreich.



Schloß Huniady in Ungarn.



Burg Arva in Ungarn.



Benediktiner Abtei Martinsberg in Ungarn.



Die Judenpasse in Kärnten.



Welehrad, ehemalige Hauptstadt in Mähren.



Die Judenpasse in Kärnten.



Welehrad, ehemalige Hauptstadt in Mähren.



Burg Roth-Recic in Böhmen.



Die Karthause und der Kreuzgang in derselben bei Pavia.



Schloß Duino bei Triest.



Die Brücke vom Castell Vecchio in Verona.



Waldstein in Böhmen.



Burg Podiebrad in Böhmen.

Burg Kahnaik in Böhmen.





Agram, Hauptstadt in Kroatien.



Warasdin in Kroatien.



Arnoldstein in Kärnten.



Die Spitze des Großglockner in Kärnten.



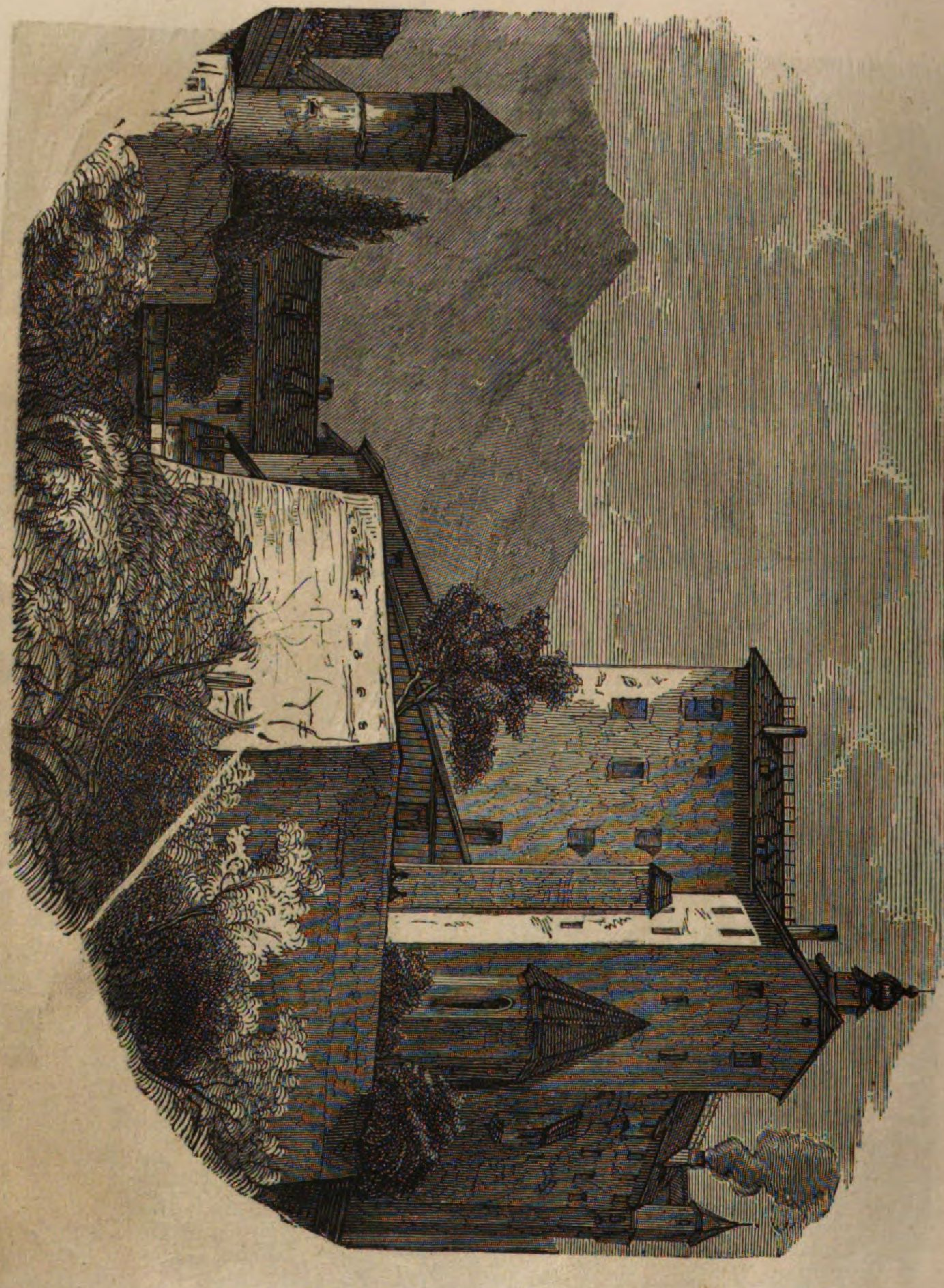
Malborgeth in Kärnten. (St. Maria Luschari.)



Hoch-Osterwitz in Kärnten.



Burg Helfenstein in Mähren.



Schloß Ambras in Tirol.



Die Martinswand und die Aussicht vom Zirlberge in Tirol.



Meran in Tirol.

Gedichte,

Erzählungen und Novellen.

Der Kaiser-Aar.

(Bei Gelegenheit der Reise Sr. Majestät des Kaisers durch Ungarn.)

Aus blauem Aether rauschet Flügelschlag,
Der Kaiser-Aar kehrt heim zum Vaterhag.

Vom stolzen Horst zog Er hinaus in's Land,
Dort selbst zu schau'n, wo jüngst noch Mord und Brand;

Ein edles Volk — durch Schwärmer angefacht —
Sich lehnte auf 'gen seines Kaisers Macht!

„Nach Ungarn! — rief Er. — Muß doch selber schau'n,
„Ob meine Braven mir nicht Selbst vertrau'n!

„Ob nicht mein Beispiel, stolzer Magyar,
„Dein Herz erobert für den Kaiser-Aar!

„Ich suche Liebe, — denn die Macht ist mein! —
„Die Deine wär' mein schönster Edelstein.“

Und mitten flog Er hin in's Ungarland,
Und ließ sich nieder an dem Donaustrand;

Dann immer weiter ging Sein kühner Zug,
Und unermüdet rauscht Sein mächt'ger Flug;

Selbst will Er seh'n — und will gesehen sein, —
Ob Stadt, ob Dorf, ob's Häuschen noch so klein!

Da pocht es stark in aller Männer Brust,
Da bricht hervor die alte Freud' und Lust;

Und Abertausend rufen jubelnd aus:
„Franz Josef hoch! mit Dir das Kaiserhaus!

„Du kamst zu uns, Du mächt'ger Kaiser-Aar,
„Dir Gut und Leben weiht der Magyar!“

Und immer näher rauscht der Flügelschlag,
Der Kaiser-Aar kehrt heim zum Vaterhag!

Das Alpenblümchen.

(Bei der Nachricht von der Verlobung Sr. k. k. Apostol. Majestät.)

Dort, wo sich Alpen spiegeln
In tiefer, klarer Fluth,
Dort, wo das schönste Fleckchen
Von Oestreichs Landen ruht;

Dort — fand auch Oestreichs Kaiser
Ein Blümchen wunderzart,
In tiefer Still verborgen,
Doch von der schönsten Art. —

O, mög' es ewig blühen
Für Ihn in stiller Pracht,
Damit Sein ganzes Leben
Die reinste Lieb' bewacht!

O, mög' es ewig blühen
Und treiben manches Reis —
Ein Stamm, vom alten Stamme —
Vom alten „Edelweiß!"

O, mög' es ewig glänzen
In Farben hell und klar,
Damit auch Oestreichs Krone
Schmückt ein beglücktes Paar!

Und mög's der Doppeladler
Verkünden weit und laut:
„Es wählte frei von Herzen
Der Kaiser Seine Braut!"

Die Kaiserbraut.

(Als die Oesterr. Illustr. Zeitung das Porträt Ihrer k. Hoheit der Prinzessin Elisabeth brachte.)

Auf weißem Grunde ruht die Rose —
Es ist Dein Bild, Du hohe Frau!
Der schönste Schmuck liegt im Gemüthe,
Der Perle gleich — im Morgenthau.

Nur was belebt das tiefste Inn're,
Wie's treu aus Deinen Augen spricht:
Des Herzens Schöne, ist die Krone,
Die man in Deinen Brautkranz flicht!

Ein großes Reich sieht auf Dich hoffend,
Und was man hofft, das glaubt man gern:
„O werde Oest'reichs treuste Mutter,
Dem Kaiser Seines Lebens Stern!“

Die Rose.

Historische Skizze.

Es war am 15. Jänner 1664. — Man hatte in Paris so eben nach den Zeichnungen Philibert Delormes, die mit der Seine parallel laufende Gallerie vollendet, welche den Pallast der Tuillerien mit dem Louvre verbinden sollte, und der König Ludwig XIV. war zur Besichtigung der Gewächshäuser gekommen, woselbst der berühmte Gärtner Le Nôtre die seltensten Blumen und merkwürdigsten Pflanzen aus allen Welttheilen aufgestellt hatte. Zur Rechten des Königs schritt Colbert nachdenkend und schweigend, aber beständig mit großartigen Plänen zum Wohle Frankreichs beschäftigt, einher, während sich zur Linken der ehrgeizige Höfling Lauzan brüstete, der jedoch nicht Feinheit genug besaß, um unter der königlichen Gunst den verkleideten Haß zu ahnen; denn er sollte später im Schlosse zu Pigneroles das Verbrechen abbüßen, liebenswürdiger und schöner gewesen zu sein, als dieser. —

Da sagte Ludwig XIV., indem er seinem Minister Colbert und Lauzan einige Orangenbäume zeigte, deren goldene Früchte höchst einladend aus dem dunkelgrünen Laub hervortraten: „Dies ist ein Geschenk unseres ehemaligen Feindes und nunmehrigen Schwiegervaters Philipp IV. Er hat seine eigenen Gärten geplündert um die Tuilerien zu schmücken. Die Infantin von Spanien wird, wenn sie diese schönen Bäume erblickt, die Schatten des Escurials nicht bereuen."

Colbert, der oft sich darüber ärgerte, den größten König der Welt unaufhörlich in Tausenden von unwürdigen Liebesintriguen verwickelt zu sehen, entgegnete sehr ernst: „Sire, die Königin beweint einen weit schmerzlicheren Verlust, und zwar den Ihrer Liebe."

„Nun wahrhaftig! — warf Lauzan hin, — um Etwas bedauern zu können, muß man es doch gekannt haben! Wenn mich aber nicht Alles täuscht, so . . ."

„Schweigen Sie, Herr Herzog! — unterbrach ihn Ludwig XIV. — Ihr leichtfertiger Ton verletzt Uns eben so sehr, als der indirekte Vorwurf, der ihm voranging"; einen Augenblick inne haltend sagte er zu Colbert: „Meine Heirath ist das Werk Mazarin's, was so viel sagen soll, daß man nur die Politik, nicht aber auch mein Herz dabei um Rath fragte."

Ohne etwas darauf zu erwiedern, verbeugte sich der Minister, der König aber fuhr, gegen Lauzan gewendet, fort: „Was Sie betrifft, Herr von Lauzan, so erinnern Sie sich, daß Maria Theresia Königin von Frankreich ist! Die Natur Unserer Gefühle für sie darf nie Gegenstand einer Erörterung werden!"

„Sire, ich würde in Verzweiflung sein, wenn ich Ihr Mißfallen erregt haben sollte."

„Brechen wir ab!" — schloß Ludwig XIV. dieses Gespräch, und näherte sich

einem jungen Manne, der nicht von dem Besuche des Königs in Kenntniß gesetzt sein mußte, weil dieser seinen Rock abgelegt hatte und damit beschäftigt war, einen prachtvollen Stock holländischer Rosen zu beschneiden. Es war dies aber der berühmte Hofgärtner Le Nôtre selbst. Derselbe hatte im verflossenen Jahre den Plan für die Lustwäldchen der Tuilerien entworfen, und beschäftigte sich eben mit den Bäumchen, welche dieselben im nächsten Frühjahre zieren sollten. Er schien durch irgend Etwas unangenehm berührt worden zu sein, denn er bemerkte die Nahenden nicht, brummte vor sich hin und stieß, während er mit einer Scheere die Zweige des Rosenstockes beschnitt, einige kräftige Scheltworte aus.

Der König, welcher dicht hinter ihm stand, lächelte und fragte: „Warum sind wir so übler Laune?"

Der Gärtner welcher sich plötzlich von seinem Monarchen angeredet sah und keine Zeit mehr fand um seinen Rock wiederum anzuziehen, sprach ohne alle Umschweife: „Gerechtigkeit, Sire! Diesen Morgen haben die Ehrenfräulein der Frau Königin Mutter einen Ausflug in meinen Bezirk gemacht, und sich weder um meine Vorstellungen noch um meine Klagen das Geringste gekümmert. Sehen Ew. Majestät einmal diese amerikanische Magnolie an, es ist die Einzige welche wir besitzen! . . . Nun, Sire, sie haben ihr die schönsten Blumen abgeschnitten, haben die Orangenbäume geplündert und die Rosenstöcke verwüstet. Glücklicher Weise habe ich meinen schönsten Rosenstock vor ihnen verbergen können, mein theuerstes Kind, das ich wie meinen Augapfel pflege, und wohl noch fünfzig Jahre gedeihen soll, wenn man nur Sorge trägt, daß, wenn ich früher sterben sollte, derselbe nur eine Rose des Jahres trägt!" Im heiligen Eifer holte Le Nôtre aus einiger Entfernung den besprochenen Rosenstock und wies solchen dem Könige mit den Worten: „Es ist eine Centifolie, Sire. Ich habe sie vor der Plünderung gerettet. Aber wenn so etwas wieder vorkömmt, so erkläre ich Euer Majestät . . ."

„Nun, nun — begütigte Ludwig XIV. seinen Gärtner — beruhigen wir uns! Die jungen Mädchen sind wie die Schmetterlinge, sie lieben die Blumen."

„Ja, zum Henker, Ew. Majestät, die Schmetterlinge brechen mir aber nicht die Zweige ab und essen keine Orangen!"

Der große König lachte jetzt herzlich über die barsche Entgegnung seines Gärtners und entgegnete: „Nun wohlan, nennt Uns die Schuldigen!"

„Alle, Sire! . . . das heißt, nein, der Zorn macht mich ungerecht. Eine war darunter, die dem Beispiele ihrer Gespielerinnen nicht folgte; dafür war es auch die schönste, frisch wie diese meine Rose und sanft wie ein Engel. Das arme Kind suchte mich zu trösten, während die Anderen wie auf erobertem Gebiete plünderten. Sie hieß Louise."

„Es ist Fräulein de la Vallière — sagte Lauzan zu Ludwig XIV. — jene junge Person, welche Sie gestern im Kreise der Madame Henriette bemerkt haben."

Der König wandte sich mit den Worten zu Le Nôtre: „Das Fräulein soll dafür belohnt werden, denn von allen Ehrenfräulein soll nur die de la Vallière allein dem Balle beiwohnen dürfen, den Wir heute noch in diesen Räumen zu geben gedenken."

„Einen Ball hier? . . . Ach, meine armen Blumen!" rief Le Nôtre, und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Aber, Sire — bemerkte Colbert — Sie haben versprochen, den beiden Baumeistern Claude Ferrault und Liberal Bruant heute Abend Audienz zu ertheilen! Der Erstere soll Ihnen die Zeichnungen zum Observatorium, der Andere den Plan zum Hotel für die Invaliden vorlegen."

„Empfangen Sie statt Unser diese Herren," — erwiederte der König. — Wir

werden tanzen, während Sie an Unserem Ruhme arbeiten; die Nachwelt wird Nichts davon erfahren! — — Nur lassen Sie mir zum Schmucke dieser nackten Wände für heute Abend, einige jener schönen Tapeten aus der Gobelins-Manufaktur kommen, die Sie uns gerühmt und welche Sie gegründet haben."

Der Ball fand in der That wirklich zu Le Nôtre's größter Verzweiflung in den Gewächshäusern statt, die wie mit einem Zauberstabe in eine große, geräumige Gallerie, in welcher Tausende von Girandolen, die von Diamanten und Blumen strotzten, umgewandelt worden waren. Jeder Orangenbaum glich einem grünen Leuchter mit Kerzen auf seinen Zweigen, und eine Menge schöner Frauen wirbelte unter diesen blühenden Bäume und drängten sich in die Nähe des Königs.

Die junge Königin nahm keinen Antheil an diesem leichtfertigen Feste, denn Maria Theresia, fromm und zurückgezogen wie sie war, floh die rauschenden Vergnügungen, welchen sich ihr Gemahl hingab.

Den Vorsitz bei diesem Ball führte Madame Henriette und Olympia Mancini, Gräfin von Soissons. Schon lange suchte der König das Fräulein de la Vallière, diese sanfte und schüchterne Taube, die sich in bescheidener Entfernung unter derselben Magnolie placirt hatte, welche ihre Gespielinnen der Blumen beraubt, und die dafür wirklich nicht dem heutigen Feste beiwohnen durften. Endlich hatte sie der König gefunden und einen Augenblick später zitterte Louisens Hand in der des Monarchen, welcher das Ehrenfräulein zu seiner Tänzerin auserkor. — . . .

Der Ball war zu Ende. Da brachte Le Nôtre — er hatte vorher die gemessensten Befehle empfangen, sah aber wie ein armer Sünder den man zum Richtplatz führt, aus — seinen Lieblingsrosenstock in einem reich vergoldeten Topfe, stellte denselben auf die letzte Stufe einer Estrade vor Aller Augen auf und mit nicht geringem Erstaunen las man darauf die Worte: „Der Schönsten!" Aber über 20 Nebenbuhlerinnen erblaßten, als sie erfuhren, der Herzog von Lauzan habe den Auftrag empfangen diese Centifolie in die Gemächer des Fräuleins de la Vallière zu tragen. — Dagegen war Le Nôtre der glücklichste Mann, denn er erhielt von der Geliebten des Königs die Erlaubniß, sein theures Kind, die Rose, pflegen zu dürfen.

Es ist geschichtlich erwiesen, daß diese Rose jetzt ein geheimnißvoller Talisman wurde, an welchen die schöne La Vallière die Beständigkeit der Liebe Ludwig's XIV. knüpfte. Mit ängstlicher Sorgfalt folgte sie allen Phasen der Entwickelung der Pflanze, zitterte bei dem Falle eines jeden Blattes und betrübte sich bis zu Thränen, wenn nicht sogleich eine neue Knospe neben der aufgegangenen Rose erschien, um diese sogleich ersetzen zu können, wenn sie ihren Glanz verlor.

Louise de la Vallière liebte wahrhaftig, um seiner selbstwillen, den König. Sie hatte daher nur dem Drange ihres Herzens nachgegeben als sie in ein näheres Verhältniß zum Monarchen trat, wobei Träume des Ehrgeizes nie den Frieden ihrer Seele trübten.

Frau von Sevigné schreibt darüber: „So zärtlich und doch so beschämt darüber es zu sein, beweinte das arme Mädchen am Fuße des Crucifixes ihren Fehltritt. Ihre Gewissensbisse straften sie grausam für ihr Glück, und mehr als einmal hörte der Priester, der die Frühmesse in der Kapelle von Versailles las, erstickten Schluchzen auf der königlichen Tribüne und sah, wenn er sich umwandte, einen weißen Schatten auf den Knieen liegen."

Es war Fräulein de la Valière, welche Gott wegen ihrer unlauteren Neigung um Verzeihung bat; obgleich ein gefallener Engel, erinnerte sie sich immer des Himmels wieder; und auf diese Weise verflossen zehn Jahre. Wir finden nach dieser Zeitfrist die herrliche Centifolie auf einem reichvergoldeten Blumentisch im Schlosse zu

Saint=Germain wieder. Aber die schöne Blume neigte, trotz aller Sorgfalt Le Nôtre's traurig das Haupt. Neben ihr stand die zur Herzogin erhobene de la Vallière und weinte bitterlich. Die Dame hatte jenen Titel und die damit verbundenen Ehren nur um ihrer beiden Kinder halber angenommen, von dem Könige . . . der sie nicht mehr liebte. Ihren Schmerz vertraute sie nur Gott und einer Freundin, der Française Athenais de Mortemar, Herzogin von Montespan, die sie für verschwiegen und aufrichtig hielt. Als sie von dieser eines Abends besucht wurde und die Herzogin sie in Thränen fand und rief: „Wie! Sie besitzen das Tabouret*) und weinen? Der König hat Ihnen einen neuen Beweis seiner Liebe gegeben, und Sie thun ihm gewaltig Unrecht, Louise!" wies die la Vallière statt aller Antwort nur auf die sterbende Rose. —

Frau von Montespan nahm einen Stuhl, setzte sich neben ihre Freundin nieder und sprach: „Sie sind von einem sonderbaren Aberglauben befangen und es ist eine wirklich unbegreifliche Kinderei, zu glauben, daß die Zärtlichkeit des Königs mit dem Schicksal einer Blume zusammenhänge. Ei Kind, — und hierbei gab sie der schönen Traurigen einige kleine Schläge mit dem Finger auf die Hände — Sie sind immer noch anbetungswürdig, und weshalb fürchten Sie daher?"

„Weil eine Andere so geschickt ist, in den Augen des Königs Vorzüge zu entfalten, die ich ohne Zweifel nicht besitze."

Die Montespan biß sich auf die Lippen, denn diese Worte waren in dem Tone einer schmerzlichen Ironie gesprochen worden, welche der schlauen Herzogin nicht entging. Louise war erst seit Stunden zu der Vermuthung gekommen, daß ihre Vertraute nur darum in ihren Freundschaftsversicherungen fortfahre, um sie desto sicherer zu stürzen. Am vergangenen Abend hatte Ludwig XIV. nach dem Spiel außerordentlich lange mit Athenais geplaudert, hatte sich über deren unterhaltendes Talent ergötzt, mit welchem sie gewisse Persönlichkeiten des Hofes verspottet, und endlich Louisen auf einige zärtliche Vorwürfe geantwortet:

„Louise, Sie sind toll! Ihr Rosenstock schwatzt Ihnen . . . Nehmen Sie sich in Acht, er verläumdet mich!"

Wer anders konnte nun wohl dieses schuldlose Geheimniß der Liebe verrathen haben, als ihre Vertraute, die Frau von Montespan, der sie es allein offenbarte? Daher empörte Louisen dieser leichtfertige Ton, diese heuchlerischen Tröstungen und Liebkosungen, deren Falschheit immer augenscheinlicher wurde, und sie konnte sich nicht enthalten, jene empfinden zu lassen, daß sie endlich deren Treulosigkeit so wie die unter Tröstungen schlecht verhüllte Freude ihrer Gegnerin erkannt habe. Doch die Montespan that, als verstehe sie von allen dem nichts, sie näherte sich dem Rosenstock, zog aus einem ihrer Handschuhe ein kaum bemerkbares Fläschchen heraus und begoß unmerklich rasch den Stock mit einer ätzenden Flüssigkeit die darin enthalten war. Dieser unwürdige Kunstgriff der Frau von Montespan geschah heute zum dritten Male und zwar in der Ueberzeugung, daß die de la Vallière nur auf das Zeugniß der Centifolie an die Untreue des Königs glauben würde. —

Am nächsten Morgen fand Le Nôtre den Rosenstock abgestorben. Er konnte diesen Verlust nie vergessen, denn er hatte keine andere Familie als — seine Blumen. Aber eine Thräne fiel aus seinen Augen als er sich nach dem Fräulein de la Vallière umwandte und mit Achselzucken auf seinen erblichenen Liebling deutete. Diese, blässer als ein Leichentuch, nahm eine goldene Scheere, schnitt die verwelkte Rose ab und ver=

*) Das Recht, das Prinzessinnen und Herzoginnen besaßen, bei der Königin auf niederen Stühlen zu sitzen dürfen.

schloß sie in einem krystallenen Gefäß. Sodann erhob sie die Blicke zum Himmel und suchte dort Kraft zur Vollziehung ihres Opfers.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von der Montespan verdrängt trat 1675 Louise Française de la Baume le Blanc, Herzogin de la Vallière, als Büßerin in das Carmeliterkloster der Vorstadt St. Jacques zu Paris. Den Sonnenglanz ihres Glückes hatte sie stets nur dazu benützt um Gutes zu thun und niemals ihren sanften Charakter verläugnet. — Im Jahre 1710 erscholl das feierliche Todtengeläute der Glocken des Carmeliterklosters St. Jacques und zwei lange Reihen Carmeliterinnen geleiteten schweigend eine Gefährtin, die Schwester de la Miséricorde, zur letzten Ruhestätte. Kaum war diese feierliche Handlung vorüber, da kam ein Greis, fiel neben dem Grabe nieder auf die Knie, seine zitternde Hand hob den Deckel von einem Krystallgefäß, nahm daraus eine verwelkte Rose, drückte diese an seine Lippen und murmelte: „Arme Frau! Arme Blume! Arme de la Vallière!“

Der Greis war der Gärtner Le Nôtre.

Die blauen Augen.

Mit ihren blauen Augen
Sah sie mich zärtlich an,
Und sprach: »wirst Du's gewähren
»Was ich erbitte, Mann?«

Im Auge sah ich glänzen
Ein Perlchen — wie Krystall,
Und nur ihr fester Wille
Bewahrte es vor'm Fall.

Da sagt' ich: »solchen Augen,
»Mit Perlen — wunderschön,
»Dazu Dein Rosenmündchen,
»Wer könnt dem widerstehn!?

»Mit solchen blauen Augen
»Erringt man jeden Preis!«
Da lachte Plappermäulchen —
»Du Lieber!« rief sie leis.

Darum mit blauen Augen
Versuch es nie ein Mann,
Sonst ist's um ihn geschehen
Und ewig bleibt der Bann.

Radetzky.

Reiht sich in Oesterreich an einen Namen,
An einen Helden wohl solch Hochgefühl? —
Denkt man der Siege uns'rer Landesfahnen —
Ertönt Sein Ruhm in Wort, Gesang und Spiel.
Trag darum lange noch, Du Tapfrer, Weiser,
Zu unsres Landes Wohl den Marschallsstab.
Klingt einst dein letztes Wort — so weint Dein Kaiser,
Ihm warst Du stets der treu'ste Freund und Rath.



Vater Veit der Regiments-Fahnenträger.
(Eine Skizze aus der Schlacht von Custozza.)

Vater Veit, der Regiments-Fahnenträger.

Eine Skizze aus der Schlacht von Custozza.

(Sr. Excellenz dem Herrn Feldmarschall Grafen v. Radetzky zu dessen Geburtstage 1851 gewidmet.)

Der Tag ging schon zu Ende;
Da wand das Lorbeer-Reis
Bellona um die Stirne
Von Oestreich's Heldengreis.

Neun Stunden lang im Feuer
Der wildentbrannten Schlacht,
Erstürmten Oestreich's Tapf're
Custozza noch vor Nacht.

Und auf der Höh', verkläret
Vom letzten Dämmerschein,
Da hielt der große Marschall
Und blickte sinnend d'rein. — —

Und plötzlich ringt vom Boden
Empor ein Krüppel sich:
„Du bist's, Soldatenvater,
„Nicht täuscht mein Auge mich!

„Des Herzens matter Pulsschlag
„Von Neuem Funken sprüht,
„Will Dich noch einmal schauen,
„Eh's Abendroth verglüht!“ —

Und schleppt mit letzten Kräften
Zum Hügel sich hinan,
Legt zu des Marschalls Füßen
Hin eine morsche Fahn'.

Die war mit ihm gewesen
Im dicksten Pulverdampf,
Er hatte sie getragen
Voran im harten Kampf! — —

Radetzky steigt vom Pferde
Und faßt des Kriegers Hand:
„„Was willst Du denn, mein Braver,
„„Noch an des Grabes Rand?““ —

„Mein Marschall!“ — ruft der Krieger —
„Ich bin der Vater Veit,
„Und war ein Fahnenträger
„Wohl jetzt die längste Zeit.

„Ich diene über Vierzig,
„Und kämpft' bei Aspern schon;
„Dort holt' ich mir die gold'ne
„Medaille hier als Lohn.

„Warum ich bin gekommen? — —
„Ich möchte wissen, gleich,
„Ob wir die Schlacht gewonnen
„Zum Heil für's Kaiserreich?“ — —

„„Dann tröste Dich, mein Alter;
„„Es war ein schöner Sieg
„„Von unbegrenzten Folgen,
„„Bald endend diesen Krieg!

„„Doch — — hast Du Durst, mein Braver?““ —
„Nun ja, der Tag war heiß,
„Dazu fünf schwere Wunden,
„Und jetzt — des Todes Schweiß! — —

„„So nimm hier diese Flasche
„„Noch selbst in Deine Hand
„„Und trinke todesmuthig
„„Den Sieg für's Vaterland!

„„Denn Oestreich's Doppeladler,
„„Und Oestreich's tapf'res Heer,
„„Die werden nie erliegen
„„In Kämpfen noch so schwer!““

Da drang vom Schlachtgefilde
Im selben Augenblick
Des Vaterlandes Hymne,
Radetzky's Marsch zurück.

Und freudig rief der Krieger:
„Ja, spielt nur lustig auf:
„Ein herrlich Lied für Oestreich,
„Mit Glück und Sieg im Kauf!

„Hoch lebe unser Kaiser!
„Hoch lebe die Armee!
„Hoch lebe unser Marschall!
„Hoch! — Hoch! — — und nun Ade!“

Und feierlich ertönte
Weithin der Siegessang,
Bis er zum Himmelsdome
Und zu den Sternen drang. —

Die Flasche war gesunken
Auf's Gras so blutig roth,
Und lächelnd war gestorben
Ein Mann den Heldentod.

* * *

Glück auf, du Oestreich's Adler!
Glück auf, du Oestreich's Heer!
Ihr werdet nie erliegen
In Kämpfen noch so schwer!

Die Christnacht.

Ich war ein blutjunger Cadet, als ich mit dem Patrouillenführer Wecker, — wir wollen ihn so nennen — bei den Jägern in Salzburg diente. Auch Wecker war Cadet und hatte seit länger als zwei Jahren die Stufe eines Patrouillenführers — Gefreiten — erlangt. Weiter konnte es aber der Aermste nicht bringen, denn die Avancements waren damals sehr sparsam in der ganzen Armee; und doch ging Wecker's höchste Sehnsucht dahin „Herr Unterjäger," d. i. Corporal zu werden; eine Sehnsucht, welche nach und nach zur fixen Idee ausartete und einen höchst tragischen Ausgang herbeiführen sollte.

Es galt die Christnacht des Jahres 183* würdig zu feiern. Wir Cadetten, denen man in einer Stadt-Caserne mit der Bataillonsmusik und einigen Garnisons-Artilleristen die sogenannte Cadettenschule angewiesen hatte, meldeten uns an diesem Tage sämmtlich „über Zapfenstreich." Mußte doch ein wenig getollt, um Nüsse gewürfelt und auch die „Pumpermette" mit angesehen werden. Der uns commandirende Oberlieutenant gab uns gern Erlaubniß, Wachtdienst und Unterricht hatten wir überdem an jenem Tage nicht, und es läßt sich denken, daß die Kirchen, die Plätze und die Bräuer- und Weinstuben der guten Stadt Salzburg seit dem frühen Morgen von den jungen fidelen Jäger-Cadetten fleißig durchmustert wurden.

Aber auch der Himmel trug das Seinige dazu bei, um die herrschende Heiterkeit möglichst zu steigern. Ueber die mit krystallenen Winterkleidern verhüllten Bergriesen und durch den klaren, mattblauen Dom blitzte eine lachende Sonne herab. Es gelang ihr zwar nicht, die mächtigen Eiskrusten und Spiegel auf Fels, Feld und Quell zu schmelzen, dafür zauberte sie aber Myriaden Diamanten an den weißen Hals der starren Erde.

War es daher ein Wunder, daß des Tages Zauberschöne ganz Salzburg aus Thüren und Thoren trieb? und was war wiederum natürlicher, als daß die Jäger-Cadetten sich insgesammt der endlosen Karavane vergnügter Waller und Wallerinnen anschlossen.

In dem göttlichen „Juvavia" beschränkt sich das Publikum Winters zumeist auf den Besuch der „Leopoldskrone", während des Sommers vier und dreißig Spaziergänge, mit jedesmal gänzlich veränderten Perspectiven, die herrliche Metropole noch verschönern. Die Leopoldskrone ist ein früher gräflich Firmian'sches Schloß von mächtigem Bau, wuchsvoll und imposant, und wird von einem See en miniature umspielt; Letzteren zieren zwei niedliche Lauschplätzchen, allerliebst abgeschlossene Inseln; ferner befindet sich hier die grandiose Schwimmschule, von Militär und Civil in friedlicher Eintracht benützt.

Heute lag ein prächtiger Spiegelschliff über dem Wasser. Der December war ein rauher Gesell gewesen und hatte eifrig sein eisiges Handwerk betrieben. Auf dem Eise wälzte sich der lebendige Strom der eleganten Salzburgerwelt, und bunt und fröhlich

wogte Alles durcheinander auf dem sonst so tückischen, jetzt gefesselten Element. Man brachte Schlitten; Offiziere, Salzburger-Dandy's, fahrende Schüler ꝛc. ꝛc. beschwingten ihre Sohlen mit Schlittschuhen, selbstverständlich mischte sich darunter das flinke Cadettenvolk, und ein Bild rollte sich vor dem Auge des Zuschauers ab, wie es kaleidoskopisch-wechselvoller weit und breit kaum zu finden gewesen wäre.

Cadett Wecker beurkundete — im Gegensatz zu seinen gewöhnlichen Gemüthsäußerungen — heute die burschikoseste Laune und Ungebundenheit. Erst bot er — er war häßlich — allen Damen seinen Schlitten an und raste, Jeden hinter sich lassend, wie ein toller Holländer dahin; dann trank er sämmtliche Cadetten mit Stieglbräuer-Märzen unter Deck, sang dann Romanzen, Elegien und buntes Allerlei wirr durch einander, und als wir um etwa fünf Uhr in geschlossener Ordnung muthwillig nach der Stadt zurückmarschirten, war es Wecker, der unseren commandirenden Officier machte, dabei aber solche Commandos gab und mit seinen krummen Beinen so lächerliche Capriolen schlug, daß wir vor Lachen beinahe zerbersten wollten. Glückliche Zeit! —

Es gibt in Salzburg dicht am Fuße des Mönchberges, dort, wo der beschwerliche Weg nach der Festung beginnt, ein Kloster, wo ein so edler feuriger Wein ausgeschenkt wurde, wie man ihn kaum im Schustergassel bekam. Cadett Wecker, mit dieser Lokalität längst vertraut, führte uns vom Cajetanerthor links die Hauptwache vorüber nach der Hypokrene, weil es bei unserer nüchternen Zeit kräftigerer Mittel zu einem erträglichen Delirio bedarf, als bei den in Gott ruhenden griechischen Windbeuteln. Und so saßen wir bald lärmend und raisonnirend um den großen Tisch, unserm überlustigen Wecker die Präsidentschaft überlassend, dem Mailberger tüchtig zusprechend.

Das Gespräch drehte sich um Thema's, wie sie in jeder Gesellschaft von jungen Soldaten abgehaspelt werden — um Vorgesetzte und hübsche Mädchen, Oberjägerslaunen und Meerschaumpfeifenköpfe, erlebte Paraden und kommandirte Heldenthaten, und wie es sich von selbst versteht, endlich auch um unsere Beförderung, weil wir alle auf Avancement dienten.

Wecker, bisher so übermüthig toll, verlor, als dieser ihn so nahe berührende Gegenstand zur Sprache kam, allen Humor; namentlich aber, als einer von uns äußerte: der Erste an der Tour zum Avancement sei er. Mit unbeschreiblicher Verachtung verzog er den Mund, stürzte den Rest seines Weines hastig hinab, ergriff den an der Wand hängenden Korsehut und tobte mit den Worten: „Gute Nacht, Alle!“ zur Thür hinaus.

„Hättet gar nichts davon verlauten lassen sollen!“ polterte einer aus unserer Mitte und wir bedauerten Alle den raschen Abgang des uns lieben Kameraden. „Ihr wißt, daß er sich den Kopf vor Aerger und Kränkung abreißen möchte, weil ihn der Major noch nicht hinreichend genug zu einem „Herr Unterjäger“ ausgebildet glaubt, und der arme Teufel treibt sich an drei Jahre in allen Wachtzimmern, bei der Compagnie und in der Cadettenschule herum, muß vor jedem Corporal salutiren, und kann noch nicht den von ihm gewünschten Rang erreichen. Er dauert mich wahrhaftig!“

Da die ganze Genossenschaft dadurch bedeutend verstimmt war, wollte der alte tolle Ton nicht mehr anklingen, bis Einer den Vorschlag machte aufzubrechen und beim Gabelbräuer, wo uns Freunde vom Civil und von der Cavallerie erwarteten, einer tollen Mitternacht entgegen zu zechen.

Wenn man vom Paterkeller zum Gabler will, muß man in die Linzer-Vorstadt und über die Salzabrücke. An dieser Brücke kreuzen sich die Wege, deren einer links zwischen Fleischbänken zur sogenannten Grieskaserne führt. Hier war unser Quartier. Schon auf dem Wege zum Ponterialto und Juvavia fühlte ich Beklemmungen, Herzklopfen, unerklärliche Befangenheit und eine Ungeduld und Unruhe wie nie zuvor und

nie mehr später. Dieser Zustand steigerte sich aber bis zur Trostlosigkeit, als ich die Brücke passiren wollte; ja es wurde mir schlechterdings unmöglich, auch nur einen Schritt weiter zu gehen.

Als ich dies meinen Freunden erklärte, wurde ich ausgelacht, da man meine Hinfälligkeit auf Rechnung des heut genossenen vielen „Guten" schob, doch endlich entließ man mich ohne Zwang und nur mit äußerster Anstrengung erreichte ich das Quartier.

Den Cadetten des Jägerbataillons waren zwei Kasernzimmer angewiesen, das eine für sieben, das größere für zwölf bis fünfzehn Mann. Ich und Wecker wohnten im kleineren Zimmer, unsere eisernen Betten standen dicht neben einander und zwar in einem Hintergrund, durch eine bei der Thür angebrachte Mauerbrüstung fast verborgen. Die ganze Kaserne, schon sonst unbewacht und finster, war dieses heut in möglichst noch ausgedehnterer Weise, ja sie schien ausgestorben, weil die neben uns bequartierte Musikbande der Christnacht wegen in der Kirche zu thun hatte, weil ferner alle Cadetten in der Stadt herumschwärmten, und die alten Kanoniere endlich, wahre wandelnde Salzburger-Chroniken, an diesem Tage bei Gevatter Handschuhmacher und Schneider zu Gaste gebeten waren.

Als ich verstört und mit kaltem Schweiß bedeckt in unser Zimmer trat, schlug es erst acht Uhr. Sichtlich betroffen kam mir Wecker, eine Guitarre am Bande tragend, entgegen und wohl eine Minute lang starrten wir uns, wie um das Einverständniß fragend, in die Augen. Bald hatte ich mich gefaßt, stellte meinen Federhut auf das Kopfbrett und sagte: „Du auch schon so früh zu Hause?"

„Und nicht ohne triftigen Grund!" — entgegnete Wecker langsam und scharf accentuirend, mich gleichsam mit noch mehr stierem Blicke als früher anschauend.

Um der fatalen Situation wenigstens etwas Jokoses beizumischen warf ich hin: „Du willst wahrscheinlich heut allein sein, und . . . . ."

„Ja, das will ich — sagte er barsch, — und Du thust mir einen sehr großen Gefallen, wenn Du Deinen Hut nimmst, die Kuppel wieder umhängst und die Gesellschaft unserer Kameraden aufsuchst, um zu beweisen, daß sie Dir nicht zu schlecht sei."

„Das wissen die Kameraden längst, lieber Spezi; aber ich weiß noch nicht wie Dein lieber Besuch aussieht, den Du jedenfalls erwartest, und somit ist es beschlossen, ich bleibe zu Haus." Bei diesen Worten entkleidete ich mich.

Die Wirkung, welche meine Antwort auf Wecker hervorbrachte, war unbeschreiblich. Ich mußte erstlich eine wahre Fluth von Schmähungen durchschwimmen, dann richtete er an mich die rührendsten Bitten, endlich aber Drohungen und Verwünschungen, was Alles aber nur dazu beitrug meine Hartnäckigkeit noch mehr zu stählen. Ich erklärte ihm: „daß Du heute nicht in jener Stimmung bist um etwa ein Abentheuer zu bestehen, weiß ich; es kann mithin keinen vernünftigen Grund geben, warum Du Deine, nur Unsinn ausbrütende Einsamkeit, mit einer verstimmten Guitarre, dem Wechselverkehr und Ideenaustausch mit einem Freunde, und das bin ich Dir, vorziehen könntest. Du hast Deine Launen, gut! Aber mich zum Hanswurst derselben zu machen dagegen protestire ich. Deßhalb werde ich zu Hause bleiben und stelltest Du Dich auf den Kopf!"

Wecker drang nun nicht mehr weiter in mich, sondern bemerkte kalt und eisig, ja fast höhnend: „Dir geschieht schon recht und darfst Dich späterhin nicht beklagen, denn Du hast es nicht anders gewollt!"

Auf diese Arrieregarden seiner Beredsamkeit schwieg ich, holte ein Buch, legte Torf in den Ofen, setzte mich auf einen nebenstehenden Schämel und der erhabene Geist des unsterblichen englischen Dichters ließ mich bald Zeit, Welt, Leben und Umgebung ver-

gessen und verträumen. Anfänglich hatte Wecker bald deutsche, bald slavische Melodien vor sich hin gesummt und dazu die Guitarre malträtirt, doch nach und nach war es stiller geworden, die Kerze brannte düster, denn sie hatte einen „Räuber", und ich war eben mit dem ersten Act des „Othello" zu Ende, als ich mich erhob um eine Lichtscheere zu suchen und nachzusehen ob Morpheus meinem Freunde gewogener sei als Apoll. Eben schlug die Glocke neun, Todtenstille herrschte im Zimmer und ich nähere mich der Mauerbrüstung; aber der Schreck wirft mich beinahe zu Boden, denn mein erster Blick fällt auf die Anstalten zu einem fürchterlichen Spiele, Wecker hält einen Jägerstutzen in der Hand, dessen Mündung gegen sein Haupt gerichtet ist. — Doch nach einem Moment stürze ich in der Angst meines Herzens pfeilschnell auf das Bett los, das Wecker, aufrecht sitzend, der ganzen Länge nach einnimmt.

Aber der Unglückliche ist behender als ich und schreit mir mit rasender Stimme zu: „Zurück, ich schieße!" — und in demselben Augenblick blitzt und knallt es und mein eigener entladener Stutzen fliegt mir, von Weckers Hand weit weggeschleudert, in des Zimmers Mitte entgegen. Und dennoch werfe ich mich über den unglücklichen Freund, und grauenhaft verglas't starren mir drohend dessen zwei gebrochene Augen ins bleiche Antlitz; mitten durch's Herz ging das mächtige Loth Blei, der Puls hatte aufgehört zu schlagen — Alles, Alles war aus! Wecker war ein zu guter Schütze! —

Mit 17 Jahren ist man selbst als Soldat noch ein Philosoph. Damals hatte ich meine eigenen Vorstellungen von der Seele und dem Wandel der Todten, und wohl nichts ist verzeihlicher, als daß einem so jugendlichen mit üppiger Phantasie begabten Menschen, der sogar Verse machte, an der Stätte unheimlich werden mußte, wo Einer Hand an sich selbst gelegt, wo alle verklungenen Ammenmährchen wieder auftauchen mußten wie in der gepreßten Brust des Kindes, das noch nie bei einer Leiche gestanden, nie geträumt hatte, wie es ein fürchterliches Recht in der Hand des Menschen gibt — nämlich die Selbstzertrümmerung eines Baues, dessen unerforschten Anfang und Zweck Niemand kennt, als die Bewohner jenes dunkeln Landes „von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt!"

Nie in meinem Leben, selbst beim dringendsten Allarm auf dem Schlachtfelde, war ich rascher auf den Füßen, als in jenem gräßlichen Augenblicke; dennoch hatte ich den Muth, der theuern Freundesleiche mit abgewandtem Gesichte die Augen zuzudrücken, dann das Licht auszublasen, die Thüre in's Schloß zu werfen, daß alle Scheiben zitterten, und endlich in drei Sätzen über Gang und Treppe auf die Straße zu voltigiren. Ich stürmte über die Brücke, die Linzerstraße hinauf — zum Gabler, und da saßen alle die Ahnungslosen, lärmend, tabakqualmend und Witze reißend und nur Einer fehlte in ihrem Kreise — Einer für immer!

„Was ist dem Kerl?" polterte ein Cadett-Unterjäger auf mich los, als ich todtenbleich und mit Schweiß überdeckt an den Tisch der kreuzfidelen Companey hintrat.

„Meine Herren! — referirte ich — ein sehr traurige Botschaft habe ich zu melden; unser guter Bursche, unser Wecker, hat sich so eben erschossen!"

„Donnerwetter! — riefen entrüstet mehrere Stimmen; — wir verbitten uns solche niederträchtige Witze. Wer zu tief in's Glas geguckt hat, der soll sich ausschlafen, aber nicht Frevel treiben und den Herrgott herausfordern."

„Kameraden, Ihr wißt, daß ich ein munterer, oft muthwilliger Kauz, jedoch kein Schwindler bin, oder gar mit solchen fürchterlichen Dingen Kurzweil treiben sollte. Die Sache hat ihre Richtigkeit, Wecker ist todt und liegt auf unserem Zimmer!"

Sofort erfolgte der lärmende Aufbruch Aller. Ein Theil verfügte sich auf die Hauptwache, den Vorfall zu melden, ein Theil begleitete mich zum Cadetten-Schul-kommandanten, ein Theil suchte den Hauptmann der Garnisons-Inspection, wieder

Andere holten den Auditor von seinem Christbaume inmitten seiner Kinder und Hausfreunde ab und der Rest verfügte sich zur Leiche, wo sich bald eine gerichtliche Commission einfand, wobei auch der Major erschien.

Der Arzt bestätigte was alle Welt schon wußte und der Auditor nahm den Thatbestand zu Protokoll. Ich wurde jetzt vorgeführt und nach einigen nichts bedeutenden Fragen hielt mir der Mann des Gesetzes die Fragen vor: „wie es komme, daß Wecker sich gerade mit meinem Stutzen getödtet und wie dieser hinwiederum in einer so unverhältnißmäßigen Entfernung von der Leiche konnte aufgefunden werden?" — Ich wußte natürlich diese Fragen mit keiner Silbe zu beantworten.

„So leid es mir thut — fuhr hierauf nach einer langen Pause der Auditor fort — so bemüßigt mich ein wunderbar seltsames Zusammentreffen von sehr gravirenden Verdachtsgründen, den Herrn Oberstwachtmeister gehorsamst um die Verhaftung dieses Cadetten anzugehen!"

Eine sichtliche Bewegung verbreitete sich in Folge dieses Ausspruches auf Alle welche der Scene beiwohnten; Aller Augen concentrirten sich auf meine Person und fast erlag ich der Wucht dieser qualvollen Situation.

Der Auditor fuhr fort: „Ob hier ein Mord oder Selbstmord verübt worden, läßt sich freilich für die erste Voraussetzung kaum bestimmen; indessen steht fest, daß Cadet N. sich auf dem Abend-Spaziergange mit den Cameraden höchst beklommen und verstört gezeigt hat, was den Verdacht eines Vorbedachtes eher veranlaßt als ausschließt; daß derselbe plötzlich, wie von einer dunkeln Gewalt getrieben, ohne Veranlassung seine Cameraden verläßt, nach Hause eilt, und schon eine Stunde später die Nachricht von dem in seiner Gegenwart und mit seinem Jägerstutzen vollzogenen Selbstmorde des Cadetten Wecker überbringt, ist ferner zu bemerken. Nicht minder bedenklich erscheint der vom N. hervorgehobene Umstand daß er an Wecker schon den ganzen Tag über eine gewisse Verstörung wollte bemerkt haben, während von allen Anderen im Gegentheile bezeugt wurde, wie Wecker sich gerade der vollsten Munterkeit hingegeben habe. Endlich pflegen Selbstmörder gewöhnlich auf irgend eine Weise von der Freiwilligkeit ihres Todes den Beweis zurück zu lassen. Aber auch dieser Beweis fehlt nicht nur, sondern der Verdacht wird noch durch das fern ab liegende Corpus delicti, das Gewehr, sogar äußerst erschwert. Dies Alles zusammengenommen macht den Cadetten N. des Mordes an seinem Cameraden Wecker dringend verdächtig." —

Der Befehl zu meiner Verhaftung ward gegeben, ein Unterjäger mit sechs Jägern nahmen mich in ihre Mitte, der Unterjäger schloß, und so ging es langsam, schweigend, den stillen Bergpfad hinan und durch die schweren Thore und Fallgitter der Festung Hohensalzburg, hinein in das Fegefeuer des Soldaten — in das Stockhaus.

Mürrisch und grollend empfing uns der qua Stabs-Profoß, ein alter verwitterter Kanonenkreuzler, dem die Störung seiner heiligen Christnacht ebenso wenig gefiel, wie mir eine vielleicht lange Bekanntschaft mit dem wortkargen finstern Knasterbart. Als aber vollends mein Escortekommandant so etwas von „Mörder" fallen ließ, eine Species, deren der Alte in der Zeit seines langen, vielbewegten Lebens und Dienstes noch keine gesehen, da war auch der letzte Rest von Gemüthlichkeit aus dem Profoßenherzen gewichen.

Dem Gesetze nach durfte ich als Cadet nicht in den gemeinschaftlichen Stockhaus-Gehorsam gebracht werden, sondern der Profoß hatte für solche Fälle immer eine Extra-Speckkammer parat. Diese schien ihm aber für einen Mörder nicht mehr ausreichend, und dieser Furcht verdankte ich es, daß ich die Nacht in einem Schauergewölbe ersten Ranges — meine alte, durch della Rosa genährte Privatleidenschaft — zubringen durfte.

Es konnte auch in der That für einen trotz Christnacht und Mette zum Morde auf-

gelegten, also vielversprechenden Bösewicht von siebenzehn Jahren, kaum ein passenderer Käfig erdacht werden. Im Geschosse des Thurmes auf der östlichen Bastion gelegen, $1^1/_2$ Klafter im Gevierte messend, mit Mauern aus undurchbohrbaren Granitblöcken, darin ein kleines Loch als Fenster, hoch, unersteigbar, mit armdicken Eisengittern geschützt, die schwere Thür mit Eisenplatten gefüttert und durch zwei Riesenschlösser, wie durch einen pfiffigen Innviertler des 59. Regiments bewacht — — per bacco! den Mörder hätte ich sehen mögen, der sanguinisch genug sein konnte zu hoffen, ein solches abscheuliches Burgverließ mit salvirtem Halse zu verlassen!

Auch mir wurde trotz meines guten Gewissens, trotz des Geschmackes, den ich sonst für derlei Ueberreste feudaler Dialektik und mittelalterlicher Solidität hegte — auch sogar trotz der genossenen nicht unerheblichen Portionen Nectare und sonstiger Flüssigkeiten, der Aufenthalt in diesem abscheulichen Gefängniß bei zwölf Grad Kälte und in einem Ding, was den Begriff Bett mit der gemeinsten Ironie travestirte, geradezu unleidlich. Genug, ich erlebte unter Heulen und Zähneklappern eine Christnacht, wie ich dem Gottseibeiuns keine schlechtere wünsche. Furcht, überstandener Schreck, Durst, Kälte zum Erfrieren, Schlaflosigkeit und tausend andere Nergeleien machten mich ganz stumpf, so daß es mir völlig gleichgültig erschien, als am andern Morgen um neun Uhr der Profoß eintrat und mir meine Freiheit ankündigte.

Erst vor dem Auditor gewann ich wieder allmählig Empfindung, Fühlen, Leben! —

Nachdem man in unserem Zimmer Alles sorgfältig ohne Erfolg durchsucht hatte, kam man auf den Gedanken, die hinter unsern Betten aufgespeicherten Torfziegel hinwegzuräumen, und dort — fand man richtig, was man suchte, nämlich ein großes Paquet Briefe, aus denen hervorging, daß Wecker den Gedanken: eines Brechens mit der Welt, schon über acht Tage lang mit sich herumtrug, und die neunte Stunde der Christnacht als das Ende seines Lebens festgesetzt hatte. Ferner fanden sich auf der k. k. Post noch Briefe vor, und darunter ein Paket mit der Ueberschrift: „Nach meinem Tode von meinen Cameraden zu eröffnen," das uns jedoch nicht ausgeliefert, sondern von der Behörde mit Beschlag belegt wurde. So viel stand indeß fest, daß sich Wecker nur deßhalb erschoß, weil er nicht „Herr Unterjäger" werden konnte; — denn der Herr Unterjäger war bei ihm bereits zur fixen Idee geworden.

Die Rache des Kalabresen.

Während meines Aufenthalts zu Rom besuchte ich die prächtige Kirche Santa Maria Maggiora gerade als die alljährige Feier der Himmelfahrt Maria begangen wurde. Es war ein prächtiger Anblick namentlich für denjenigen, welcher an den Pomp der religiösen Ceremonien der römisch-katholischen Kirche nicht gewöhnt ist Zeuge zu sein all' des Glanzes, welcher sich bei dieser hohen Feierlichkeit entfaltet, die verschiedenen Würdenträger der Kirche, in ihren geheiligten Amtspflichten beschäftigt, und von einem Halbkreis päbstlicher Garden umgeben zu sehen, welche in ihren purpurnen Uniformen dastanden, um den Volksandrang abzuhalten. Der Effect dieses Gemäldes wurde aber noch gesteigert durch den prächtigen Rahmen, in welchen es eingefaßt war. Ueber unsern Häuptern flammte ein Dach in polirtem Golde, vor mir erhob sich ein Baldachin, getragen von Porphyrsäulen, während zu beiden Seiten Kapellen, irgend einer adelichen Familie gehörend, sich befanden. Der päbstliche Chor sang Messen, für die Feier geeignet und aus hundert Rauchfässern dampften Wohlgerüche durch die Kirche.

Die Musik, der Gesang, der Anblick des Ganzen brachte einen so überwältigenden Eindruck auf mich hervor, daß ich in enthusiastische Träumereien verfiel. Wohin ich schaute, sah ich nur knieende Gestalten, versunken in die tiefste Andacht. Mir schienen die Gefühle nicht allgemein, nicht gleich tief empfunden zu werden; die niedrigen Stände bewiesen mehr religiösen Eifer als die höhern, unter welchen ich dann und wann ein strahlendes Auge und einen wogenden Busen, von nicht eben religiösen Gefühlen bewegt, bemerkte. Im Allgemeinen aber will mich bedünken, daß ich während unseres protestantischen Gottesdienstes in meinem Vaterlande nie eine solche religiöse Hingebung gesehen, wie ich sie jetzt erblickte, und ich beneidete fast ein armes Mädchen neben mir, welches seinen Kummer, vielleicht seine Sünden, in Thränen der Zerknirschung abgewaschen hatte.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, fand ich ein hohes Vergnügen daran, einzelne Gestalten und Gruppen in der Menge aufzusuchen, welche ihrer inbrünstigen Andacht, oder ihres eigenthümlichen Kostüms halber, meine Aufmerksamkeit besonders fesselten. Unter Andern erblickte ich, mir zur Linken, eine Gruppe kalabresischer Bergbewohner, für welche ich sie an ihrer wilden malerischen Tracht erkannte. Jeder Einzelne dieser Bauern war tief bewegt von der Ceremonie; jedes Auge war gesenkt, jedes Knie gebeugt, Alle hielten entweder das Crucifix an ihrem Halse in den Händen, oder ließen die Kugeln ihres Rosenkranzes durch dieselben gleiten.

Während ich im Anschauen dieser Gruppe vertieft war, traf mein Blick ein Individuum, welches ich bisher noch nicht bemerkt hatte. Obgleich etwas entfernt von den Kalabresen und an die marmornen Wände sich lehnend, gehörte es offenbar

zu derselben Gruppe; wenigstens ließ sein Anzug darauf schließen, wenn auch seine Gesichtszüge edler waren als die seiner Kameraden. Es war ein alter Mann mit einem Antlitz von antik römischem Charakter, einer vorstehenden kühnen Adlernase, einer hohen, gebieterischen Stirn und einem stolzgeformten Kinn. Der Schnee und Frost manchen Winters schienen über sein Haupt dahingegangen zu sein, dessen Aussehen mit seinem lohfarbenen Teint lebhaft contrastirte. Obgleich nur Bauer, besaß er doch in seiner Erscheinung etwas Majestätisches, Stolzes. Sein Kopf war zurückgebogen, so daß er ganz den langen muskulösen Hals sehen ließ. Seine Arme hingen regungslos herunter, seine Augen waren geschlossen. Die Kleidung bestand aus den gröbsten Stoffen: einem Hemd, einer Weste, einem Mantel aus Schaffell und leinenen Beinkleidern mit ledernen Riemen, allein er trug seine Lumpen so stolz, wie nur ein Fürst den Hermelinmantel.

Je mehr ich die starren Linien seines Antlitzes betrachtete, desto mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß seine Geschichte mit eigenthümlichen Umständen verbunden sei. Er berührte sein Krucifix nicht, der Rosenkranz blieb unbewegt, kein Gebet drang über seine Lippen. Sein Antlitz war himmelwärts gekehrt, aber seine Augen geschlossen — er wagte vielleicht nicht, sie zu öffnen. Warum kam er hieher? Weßhalb betete er nicht? Warum nahm er eine reuige Stellung an, wenn er doch keine Reue empfand? —

Vertieft in das Studium seines Antlitzes, bemerkte ich kaum, wie die Messe beendigt war und die Menge sich zerstreute. Die Musik verstummte, die Prälaten in ihren langen Roben verschwanden, heitere Damen eilten durch die Marmorgänge in ihre Equipagen, Alle hatten sich entfernt, ausgenommen einige knieende Gestalten neben den Kapellen; der alte Mann, aus dem Geräusche inne werdend, daß die Ceremonie zu Ende sei, streckte den Arm nach einem seiner Gefährten aus und schickte sich an, den Uebrigen zu folgen. War er wirklich blind? Gewiß nicht. Er ging nicht wie Einer, dem die Vorsehung diese harte Buße auferlegte. Warum wagte er aber nicht seine Augen zu öffnen, so lange er sich im Tempel des Höchsten befand? — Viel würde ich darum gegeben haben, seine Lebensgeschichte zu erfahren, denn ich war überzeugt, daß sie eine außerordentliche sei.

Langsam schritt er weiter, geführt von seinem Begleiter. In wenigen Sekunden war es zu spät, etwas von ihm zu erfahren; er wäre aus meinen Augen verschwunden gewesen. Schnell folgte ich ihm umd legte meine Hand, als ich ihn erreicht hatte, etwas heftig auf seine Schulter.

Der alte Mann fuhr bei dieser Berührung zusammen und wendete sich um.

Seine Augen waren jetzt weit geöffnet, und was für Augen? Das Alter hatte ihre Strahlen nicht gedämpft; ich konnte den Blick kaum ertragen, den er auf mich warf.

War ich anfangs überrascht, einen solchen Zorn in ihm hervorgerufen zu haben, so erstaunte ich noch mehr, als ich bemerkte, daß sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck annahm, denn seine Augen hefteten sich mit Basiliskenblicken auf mich. Offenbar vermochte er nicht sie abzuwenden, wobei sein ganzer Körper vor Aufregung zitterte. Ich näherte mich ihm, er fuhr zurück, und wäre ihm sein Begleiter nicht zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen, so würde er umgefallen sein. Nicht begreifend, wie mein Erblicken den alten Mann in eine solche Aufregung versetzen konnte, eilte ich ihm zu Hilfe, als ein junger Kalabrese — sein Sohn — mich zurückstieß, ja sogar mit der Hand nach dem Gürtel fuhr, als wolle er sich gegen fernere Belästigungen verwahren.

Mittlerweile hatte sich die Gruppe durch die Ankunft eines Dritten vermehrt, den der Schrei des alten Mannes, als er umfallen wollte, herbeigezogen.

Der Neuangekommene war ein italienischer Edelmann, etwas ältlich, von stolzen Manieren und finstern Aussehens. Er eilte auf den alten Mann zu, — stand jedoch plötzlich still und wollte sich entfernen, als er meinem Blick begegnete. Mich scharf ansehend fuhr er erschreckt zusammen; ein Schreck, eben so plötzlich und lebhaft wie der, welchen der alte Mann empfunden.

Meine Verwunderung überschritt alle Grenzen; eine Zeitlang blieb ich sprachlos. Die Gefühle und Empfindungen des alten Mannes, so wie des Unbekannten gingen gewissermaßen auf mich über. Der Ebenhinzugekommene erlangte zuerst seine Ruhe wieder, ging auf den Kalabresen zu und schüttelte ihn heftig. Letzterer suchte sich von ihm loszumachen, aber vergeblich. Der Fremde flüsterte ihm einige Worte zu, deren Sinn ich errathen konnte, da seine Gesten auf mich gerichtet waren. Der alte Mann antwortete mit der Miene eines Bittenden, der Fremde erwiederte in wilder und heftiger Weise, aber der Alte hielt noch immer die Knie des Vornehmen umfaßt.

„Schwacher, ungläubiger Narr! — rief endlich der Unbekannte; ich will meine Worte nicht länger an Dich verschwenden. Thue was du willst, aber hüte dich!"

Mit diesen Worten stieß er ihn heftig mit dem Fuß zurück und entfernte sich. Des Alten ehrwürdiges Haupt schlug auf den marmornen Fußboden, er blutete aus einer dabei erhaltenen Wunde. Augenblicklich sprang er auf — ein Messer blitzte in seiner Hand, und er hätte den Angreifer ohne Zweifel verfolgt und getödtet, hätten ihn nicht sein Sohn und ein herzugetretener Priester davon zurückgehalten.

„Maledizione! — rief er schäumend aus; — ein Schlag von ihm, von jener Hand! Ich will ihn erdolchen und müßte es am Fuße des Altars sein. Laß mich, Paolo! Beim Himmel! er soll, er muß sterben!"

„Ruhig, Vater!" rief der Sohn, mit ihm ringend.

„Du bist nicht mein Sohn, wenn Du meine Rache verhinderst! — rief der Alte wüthend. — Siehst Du nicht das Blut? Und Du, Du hältst mich zurück? Aber, Du fürchtest dich!"

„Sollte er an dieser heiligen Stätte fallen?" antwortete Paolo mit unterdrücktem Zorn vorwurfsvoll und erröthend.

„Nein, Nein! Du hast Recht. Nicht hier soll er fallen, obgleich es nur eine gerechte Vergeltung wäre. Aber ich werde Mittel und Wege finden. Angeben will ich ihn, Alles verrathen, und sollte es mir das Leben kosten! Von Henkershand soll er sterben, bei meinem Heiligen sei es geschworen, daß soll er! Der Zeuge steht hier!" und er wies auf mich. —

Jetzt näherte ich mich ihm von Neuem; der beistehende Priester aber ergriff des Alten Hand und sagte zu ihm: „Wenn Du etwas zu entdecken hast, was die heilige Kirche angeht, so bin ich bereit, Dich anzuhören, mein Sohn! Bedenke aber wohl, ob Du eine Klage gegen einen so Hochgestellten auch begründen kannst?"

Der Sohn blickte den Vater vielsagend an, dieser wurde plötzlich ruhiger und antwortete im bittersten Tone: „Recht so! Ich habe mich bedacht; es war ja nur ein Schlag, und findet der Arme wohl Gerechtigkeit!"

„Meine Börse steht Euch zu Diensten!" rief ich ihm zu.

„Sie wollen mir also helfen, Signor?" fragte der Alte und blickte mich dabei verwundert an.

„Ich will es?"

„Gut, vielleicht werde ich Ihr Versprechen benutzen." Damit wollte er sich entfernen.

„Halt Alter, rief ich; — bevor Ihr geht, beantwortet mir eine Frage: Weßhalb erschrackt Ihr so bei meinem Anblick?"

„Sie sollen es später erfahren, Signor; jetzt muß ich gehen, doch werden wir uns wieder treffen!" Eiligen Schrittes verließ er die Kirche.

„Wer ist der Alte?" — fragte ich den Priester.

„Ich weiß es nicht — erwiederte er; — man muß jedoch ein wachsames Auge auf ihn haben." Er rief einen Diener und sagte diesem etwas leise.

„Wer war der, der den Alten schlug?" fragte ich weiter.

„Einer unser reichsten Nobile. Verliere ihn nicht aus den Augen! — sagte er vertraut zu dem Diener —, und lasse durch die Sbirren alle seine Schritte bewachen!"

„Und wie heißt dieser hochgestellte Mann?"

„Ihr werdet mich entschuldigen, mein Sohn! Ferneren Fragen muß ich aber ausweichen!" — erwiederte der Priester kalt, verbeugte sich gegen mich und verschwand.

Von Neugier getrieben, wanderte ich durch die belebtesten Straßen Roms in der Hoffnung, den Kalabresen wiederzufinden, jedoch vergeblich.

II.

Noch an demselben Abend wendete ich mich dem Kolisseum zu und vertiefte mich, voll von dem Abenteuer am Morgen, in dessen labyrinthische Gänge. Begleitet von einem Mönch, der eine kleine Hornlaterne trug, glaubte ich beim unsichern Lichte derselben verdächtige Gestalten im Dunkeln zu bemerken, setzte indessen schweigend meinen Weg fort. Aus dem vomitorio tretend, standen wir plötzlich auf der Treppe des kolossalen Amphitheaters. Das große Gebände war von rosigem Mondlicht umflossen und erhob sich majestätisch vor meinen Blicken.

Während ich mich ganz meinen Betrachtungen hingab, bemerkte ich plötzlich eine Gestalt über mir, auf den Ruinen. Nur der Kopf war sichtbar, aber ich erkannte ihn sogleich; es war der alte Kalabrese. „Paolo!" rief ich, aber kaum war der Ton von meinen Lippen gekommen, so war der Alte auch schon verschwunden. Ich erzählte dem Mönch, was ich gesehen. Er gerieth in Schrecken, drang auf schleunige Umkehr, und rieth mir, die Hilfe der Schildwache am Eingange der Ruine in Anspruch zu nehmen. Mir gefiel der Vorschlag, und nachdem wir die großen Treppen heruntergestiegen und über die Arena geschritten waren, gelangten wir ohne Anfechtung zum Eingange.

Die Schildwache hatte Niemand passiren lassen. Sie kehrte mit uns zum Circus zurück, und nach vergeblichem Suchen in den Ruinen bot sie sich an, mich über das Forum zurück zu begleiten. Ich lehnte das Anerbieten ab und schlug den Rückweg durch eine einsame Straße zur Rechten ein. Kaum hatte ich einige hundert Schritte zurückgelegt, als ich leise herankommende Tritte vernahm, und noch bevor ich mich umkehren konnte, waren meine Arme von hinten ergriffen und eine Binde um meine Augen gelegt. Meine Versuche, mich zu befreien, waren erfolglos und nach kurzem Sträuben ergab ich mich in mein Schicksal.

„Macht keinen Lärm! — sprach eine Stimme, in welcher ich die des Alten erkannte; es soll Euch kein Leid zugefügt werden. Ihr müßt mit uns kommen, nur fragt nicht weiter, sondern folgt uns!"

Ich ließ mich geduldig fortführen. Wir gingen ungefähr eine halbe Stunde weit über die Ringmauer Rom's hinaus. Ich stolperte häufig auf dem unebnen, mit altem Gemäuer bedeckten Boden. Jetzt fühlte ich den frischen Hauch des Nachtwindes aus der offenen Campagna, und meine Führer schritten geräuschlos mit mir auf elastischem

Rasen weiter. Endlich machten sie Halt. Die Binde wurde mir von den Augen genommen, und ich befand mich unter den Bogen eines Aquaducts, welcher seine Schatten auf die mondbeleuchtete Ebene warf. Ein Feuer war unter den Bogen angezündet, dessen röthlicher Schimmer an den Wänden sich abspiegelte. Um dasselbe war die kleine Schaar kalabresischer Bauern versammelt, welche ich am Morgen in der Kirche gesehen hatte. Sie grüßten meinen Führer, redeten mich aber nicht an. Der älteste Kalabrese, welchen sie Christofano nannten, forderte ein Glas Branntwein, welches er respectvoll mir anbot. Ich schlug es aus, doch er bestand darauf, daß ich es nehmen solle.

„Ihr bedürft ihn, Signor, — sagte er — denn Ihr habt heute Abend noch viel zu thun. Oder meint Ihr vielleicht, er sei vergiftet? — Seht her!"

Er trank das Glas aus, und ich durfte das mir Neuangebotene nicht mehr ausschlagen.

„Und nun, Signor! — fuhr er fort, und entfernte sich mit mir etwas von der Gruppe; — dürfte ich um Euren Namen bitten?"

Ich nannte ihn.

„Hm! Habt ihr keinen Verwandten Namens B. gehabt?" fragte er.

Ich verneinte.

„Seltsam — murmelte er, setzte dann aber mit grinsendem Lächeln hinzu: — je nun, Aehnlichkeiten lassen sich leicht erklären."

„Welche Aehnlichkeit? fragte ich barsch. — Wem gleiche ich? und was bezweckt Euer Benehmen?"

„Ihr sollt es hören — erwiederte er, finster die Stirn runzelnd. — Kommt mit mir dort in den Schatten des Gemäuers, denn meine Erzählung paßt nur für Euch!"

Dort angekommen, begann er: „Vor Jahren kam ein Engländer, dessen männliche Schönheit in jeder Beziehung der Eurigen glich, nach Rom. Er war von hohem Range und wurde demgemäß behandelt. Zu seiner Zeit war ich der vertraute Diener des Marchese di R. Ich hatte schon seinem Vater gedient, und ihn als Knaben auf den Armen getragen. Ich liebte ihn, trotz der Behandlung, welche ich von ihm erfuhr, eben so sehr, als ich ihn jetzt verabscheue. War er aber in jungen Jahren einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben gewesen, so war er als Mann nicht besser. Bald nachdem er in Besitz seines väterlichen Erbes gelangt war, verheirathete er sich; daß er seine junge Frau liebte, kann ich kaum glauben, denn obgleich eifersüchtig, war er selbst ihr untreu, und sie wußte es. In Italien kann eine Frau in solchen Fällen leicht Rache nehmen, und die Marchesa dachte vielleicht darauf. Ihr Gemahl hielt es jedoch für gut, sich auf seine Villa außerhalb der Stadt zurückzuziehen, und verließ dieselbe für eine Zeitlang nicht. Zu dieser Zeit kam der vorhin erwähnte Engländer nach Rom. Meine Gebieterin, welche wenig von den Freuden der Stadt genoß, hatte ihn nicht gesehen, aber sie mußte ihn haben nennen hören, denn jede weibliche Zunge verkündete sein Lob. Meinem Herrn kam ein Gerücht, von dem Glücke des Fremden bei andern römischen Damen, zu Ohren, und ich hatte Gründe zu glauben, daß der schöne Engländer ihm irgendwo im Wege gestanden haben mag, weshalb er ein Zusammentreffen seiner Frau mit diesem aufs sorgfältigste vermied. Aber der Zufall führte sie dennoch ganz unerwarteter Weise zusammen. Es war damals, wie noch jetzt, Sitte, an heißen Sonntagen auf der Piazza Navonna, welche mit Wasser besprengt wird, spazieren zu fahren. Eines Abend begab sich die Marchesa dorthin; sie hatte Niemand weiter bei sich, als mich. Unser Wagen hielt neben dem des jungen Engländers."

„Nicht wahr, die Marchesa war schön?" fiel ich ihm in's Wort.

„Sehr schön! — erwiederte der Alte; — und Euer Landsmann schien sie auch dafür zu halten, denn er war ganz in ihren Anblick versunken. Ich verstehe nicht viel von

der Augensprache, aber seine Blicke waren sehr beredt. Er beobachtete meine Gebieterin genau. Aus ihrer glühenden Wange ließ sich, obgleich ihre Blicke gesenkt waren, schließen, daß sie sich beobachtet wußte. Sie spielte mit ihrem Schooßhunde, der sich mit im Wagen befand, und streichelte ihn mit ihrem Handschuh, den sie ausgezogen hatte. Das Thier entriß ihr denselben, und bei dieser Bewegung fiel dasselbe aus dem Wagen in's Wasser. Meine Gebieterin stieß einen Schreckensschrei aus, und als ich mich eben anschickte das Hündchen herauszufischen, war mir der Engländer bereits zuvorgekommen, überreichte der Marchesa ihren Liebling, und empfing deren wärmsten Dank. Von diesem Augenblicke an begann eine Bekanntschaft, welche für beide Theile die schlimmsten Folgen haben sollte . . ."

„Ihr verriethet sie? —" fragte ich ungeduldig.

„Ich war das blinde Werkzeug des Marchese, darum theilte ich ihm alle Umstände dieses Zusammentreffens mit. Er hörte mich schweigend an, ward aber todtenbleich vor Wuth. Er befahl mir meine Wachsamkeit zu verdoppeln, und verließ mich. Meine Gebieterin kam mir von nun an fast gar nicht mehr aus den Augen, und so traf es sich, daß sie eines Abends, einige Tage später, auf der Gartenterrasse der Villa lustwandelte, eine Guitarre im Arm, begleitet von ihrem Schooßhunde. Bald setzte sie sich, schlug einige klagende Accorde auf ihrem Instrumente an, und schien dann in süße, stille Träumereien versunken. Wenn Ihr sie in diesem Augenblicke gesehen hättet, Signor, Ihr würdet geschworen haben, daß es kein schöneres Weib gäbe!"

„Und ihr konntet sie doch verrathen!" warf ich kalt hin. —

Ohne darauf zu achten, fuhr der Alte fort: „In dieser Stellung blieb sie einige Minuten, als sie durch das Bellen ihres Hundes aufgeschreckt wurde, der im Munde einen von ihm gefundenen Handschuh trug. Als ich ihn dem Hunde abnahm, fiel ein Brief heraus. Wäre eine Schlange herausgekrochen, sie hätte meine Gebieterin nicht mehr erschreckt! Sie blickte auf das Papier, beleidigt doch unentschlossen. Ja, sie zögerte, ihre Hand bebte, und dadurch entfiel ihr das Papier. Sie beugte sich herab, und hob den Brief auf. Ihre Wangen, welche schneeweiß geworden waren, überzog eine glühende Röthe, während sie las. Sie zauderte noch, warf dann einen scheuen Blick auf das Haus, steckte den Brief in ihren Busen und eilte in die Orangengrotte."

„Dort erwartete sie wohl ihr Geliebter?"

„Ja. Ich hörte wie sie zusammen kamen. Ich vernahm seine leidenschaftlichen Worte und Bitten. Er drang in sie zu fliehen — sie wollte nicht. Er wurde dringender, sie stieß einen schwachen Schrei aus, und ich stand vor ihnen. Blitzschnell lag des Engländers Eisenhand an meiner Kehle, seine Degenspitze auf meiner Brust, und hätte meine Gebieterin nicht geschrien, so wäre es mein letzter Augenblick gewesen. Auf ihr Bitten ließ er mich los; aber ihr Ruf war zu anderen Ohren gedrungen, eilig kam der Marchese herbei, um seine beleidigte Ehre zu rächen. Ohne den Vorfall näher zu untersuchen, griff er sogleich den jungen Engländer mit dem Degen an, und hieß mich seine Gemahlin hinwegführen. Das Klirren ihrer Klingen wurde vom Geschrei der Marchesa übertönt, die ich forttrug. Bevor ich sie in's Haus brachte, war sie in Ohnmacht gesunken. Ich überließ sie nun der Obhut ihrer Dienerinnen und kehrte auf die Terrasse zurück. Dort begegnete ich meinem Herrn, welcher langsam sich dem Hause näherte. Seine Blicke waren gesenkt, sein Degen zerbrochen. — Ich wußte, was sich ereignet hatte — und näherte mich ihm nicht. Er suchte seine Gemahlin auf. Was bei dieser Zusammenkunft vorging, ist mir nie bekannt geworden, aber man kann darauf aus dem Resultate schließen. Noch in derselben Nacht verließ die Marchesa das Haus ihres Mannes, um nie wieder in dasselbe zurückzukehren. Am folgenden Tage besuchte ich die Terrasse, wo sie das Billet empfangen hatte. Der Handschuh lag noch

auf der Erde. Ich nahm ihn auf und brachte ihn dem Marchese, indem ich ihm die ganze Sachlage genau mittheilte. Er nahm den Handschuh und schwor, nicht eher ruhen zu wollen, bis derselbe in beider Blut getaucht worden sei."

„Und hielt er seinen Schwur?"

„Viele Monate vergingen, bevor er in Erfüllung ging. Die Rache des Italieners ist langsam, aber sicher. Dem äußern Schein nach hatte er sein schönes treuloses Weib ganz vergessen. Er näherte sich sogar ihrem Geliebten freundlich, um seine geheimen Absichten desto besser zu verbergen. Mittlerweile verfloß die Zeit und die Marchesa gab einem Kinde das Dasein, welches aus der Verbindung mit ihrem Geliebten entsprungen war."

„Großer Gott! war das Kind ein Knabe?" —

„Allerdings. Aber laßt mich meine Erzählung zu Ende bringen. Eines Abends betraten wir in Abwesenheit des Engländers heimlich den Palazzo, welchen die Marchesa bewohnte. Wir schritten leise von Gemach zu Gemach, bis wir ihr Schlafzimmer erreichten. Sie schlief und neben ihr der Knabe. Dieser Anblick versetzte den Marchese in Wuth. Er hätte das Kind getödtet, wenn ich ihm nicht in den Arm gefallen wäre; er gab sich zufrieden und hieß mich die Thür verschließen. Dann näherte er sich dem Bette. Ich hörte ein Rasseln, einen Schrei. Eine weiße Gestalt sprang in die Höhe. Augenblicklich war das Licht erloschen, ich hörte einen Stoß, dann noch einen — — und Alles war vorbei. — Ich öffnete die Thür. Der Marchese kam zu mir heran. Der Corridor, in dem wir standen, war ziemlich mondhell. Er hielt einen Handschuh in der Hand, der von Blut triefte. Sein Schwur war erfüllt, doch seine Rache war noch nicht vollständig, denn der Engländer lebte noch."

„Was ward aus ihm?"

„Fragt mich nicht! Ihr wart heute in der Kirche Santa Maria Maggiore. Wenn jene Steine reden könnten, würden sie Schreckliches zu erzählen haben."

„Und dies war wohl der Grund, warum Ihr Eure Augen nicht innerhalb der heiligen Räume zu öffnen wagtet? Ein Blutstrom floß zwischen Euch und dem Himmel!"

Der Alte schauderte, erwiederte aber Nichts.

„Und das Kind? — Was wurde aus ihm?" —

„Es ward nach England gesandt zu einem Freunde des Vaters. Wäre es am Leben, so müßte es in Eurem Alter stehen, Signor." —

Schreckliche Gedanken stiegen in mir auf; ich wagte kaum zu athmen.

„Nach dem Tode des Engländers — fuhr der Alte fort — behandelte mich mein Herr mit täglich wachsendem Argwohn und steigender Kälte. Ich war ihm lästig, er wollte mich gern los werden; aber ich ersparte ihm die Mühe, verließ Rom und ging in die Abruzzen, von dort nach Calabrien, und ward — — was? das gehört hier nicht her. Ich bin jetzt hier der Diener der himmlischen Rache; der Marchese stirbt heute Nacht!"

„Heute Nacht? — fragte ich entsetzt. — Alter, häuft nicht Verbrechen auf Verbrechen. Hat sich der Marchese wirklich der Verbrechen, welche Ihr nanntet, schuldig gemacht, so laßt ihn nach den Landesgesetzen richten, aber greift nicht der Gerechtigkeit vor."

„Gerechtigkeit?" warf der Alte verächtlich hin.

„Ja, Gerechtigkeit. Ihr seid arm, doch die Mittel zu Eurer Unterstützung werden sich finden; ich selbst . . ."

„Nun ja, gerade Ihr sollt mir helfen, denn Eure Hand soll ihn tödtlich treffen."

„Meine Hand? niemals!"

„Eure Weigerung kann ihn nicht retten; weigert Ihr Euch, so würdet Ihr nur Euer eigenes Leben verwirken. Bei der Himmelsmutter sei es geschworen, er stirbt! und zwar durch Eure Hand. Ich weiß nicht, wer Ihr seid; für mich seid Ihr aber ein Werkzeug der glühendsten Rache, der Stoß von Eurer Hand wird die Vergeltung sein. Ist's geschehen, dann könnt Ihr auch mein Herz zum Ziele nehmen!"

Ehe ich antworten konnte, rief er seine Gefährten herbei und in wenigen Augenblicken schritten wir eilig über die Campagna hin. Nach halbstündiger Wanderung gelangten wir zu einer hohen Mauer; der Alte führte uns zu einer Hinterthür, welche er öffnete. Wir betraten einen Garten mit Orangenbäumen, deren Duft die Abendluft schwängerte. Eine Fontaine plätscherte in der Ferne. Der Mond hing gleich einer Lampe über dem Belvedere der stolzen Villa. Wir schritten einer Terrasse entlang, der Alte wies auf ein offenes Gartenhaus hin, sah mich vielsagend an, sprach aber nichts. Ein geöffnetes Fenster führte uns in das Haus und wir standen in der Vorhalle, die mit marmornen Statuen geziert war. Ueber einen Korridor schreitend, betraten wir ein Gemach, welches ein Vorzimmer war. Der Alte legte den Finger auf den Mund, winkte seinen Genossen und verschwand. Athemlose Stille erfolgte.

Bald kehrte er zurück, und flüsterte mir leise zu: „Er schläft. Er schläft, wie sein Opfer einst schlief, ruhig, ohne Gewissensbisse; aber er soll erwachen zur Verzweiflung. Folgt mir in das Gemach!"

Wir folgten. Als wir eingetreten, ward die Thür von innen verriegelt. Die Bettvorhänge wurden bei Seite geschoben, das Mondlicht fiel auf den Schläfer und dieser lag in tiefster Ruhe da. Nichts schien seinen friedlichen Schlummer zu stören. Konnte ein schuldiges Bewußtsein so fest schlafen? — Ich bezweifelte jetzt halb und halb des Alten Erzählung.

Dieser stellte uns in den Schatten des Gemaches und näherte sich dem Bette, ein blitzendes Stilet in seiner Hand. —

„Wacht auf!" rief er mit Donnerstimme.

Der Schlafende fuhr in die Höhe. Er las des Alten Absicht in dessen Augen, erschrack aber nicht, sondern sagte mit ziemlich fester Stimme: „Feiger Mörder! Du hast für Deine Sicherheit gut gesorgt, indem Du um Mitternacht zu mir schlichst."

„Und wer war darin mein Lehrer und Meister? — frug der Alte bitter. — Bin ich etwa der Erste, der einen Mitternachtsschlaf störte, oder wohl gar ein schwaches Weib im Schlafe mordete? — Sieh dies an, Meuchelmörder!" — und er hielt ihm den blutbefleckten Handschuh hin.

Der Marchese seufzte laut auf, rief aber endlich: „Mein Kabinet erbrochen? Schurke, wie wagtest Du das? doch ich weiß ja, mit wem ich zu thun habe!" — Mit diesen Worten sprang er aus dem Bette um sich auf den Alten zu werfen, welcher ihm auswich; doch augenblicklich schoben mich die Banditen zu dessen Hilfe vor und ich stand nun dem Marchese gegenüber.

Meine Erscheinung machte auf ihn einen furchtbaren Eindruck, seine Glieder wurden steif und stammelnd rief er: „Kommt er, um Rache zu nehmen?"

„Ja! — sagte der Alte. — Gebt ihm ein Stilet!"

Man reichte mir ein solches. Ohne darauf zu achten, zog ich von meiner Brust ein kleines Diamantenkreuz und hielt dies dem Marchese mit den Worten vor: „Erkennt Ihr dies?"

„Es gehörte meiner Frau" — rief dieser.

„Und lag auf der Brust des Kindes — rief der Alte — als es in jener schrecklichen Nacht neben seiner Mutter schlief."

„O mein Gott! das Kind war ich — jene Frau meine Mutter!" . . .

„Der Mörder steht vor Euch! Stoßt ihn nieder!" rief wüthend der Alte, und ich erhob das Stilet; der Marchese rührte sich nicht.

„Zögert Ihr?" rief von neuem der Alte.

„Er hat nicht den Muth!" — antwortete sein Sohn Paolo, hervortretend. — „Vater, Ihr warft mir heute Morgens Mangel an kindlicher Liebe vor. Seht, wie ein Sohn den Vater rächen kann!" und stieß damit sein Stilet dem Marchese in die Brust.

„Euer Vater ist noch nicht gerächt! — schrie der Alte in schrecklichem Tone. — Ihr allein könnt ihn rächen!" — und ehe ich noch das Stilet zurückziehen konnte, hatte er es sich in's Herz gestoßen.

Er fiel ohne Seufzer.

Bilder aus Spanien.

Aus dem Englischen des Mr. Ford.

I.

Um Spanien hat sich Englands Touristik verdient gemacht, verdienter vielleicht als seine Diplomatie. Jene naive Neugier und utilitarische Spürsucht, jene kaufmännischen und hauswirthschaftlichen Gewohnheiten, die man an den Söhnen Albions so prosaisch findet, kommen ihrem Beobachtungsgeist merkwürdig zu statten.

Der französische und zum Theil auch der deutsche Tourist schaut sich vor Allem nach pittoresken Situationen, pikanten Abenteuern, kurz nach wohlfeiler Poesie um; er will die Einbildungskraft überraschen und wunderbare spöttische oder sympathetische Vorstellungen von irgend einem Land oder Volk wo möglich noch überbieten. Der Engländer aber will Alles sehen; er zeichnet die malerischen Landschaften ganz trocken in sein Album und versäumt kein öffentliches Schauspiel; aber er guckt auch der Köchin in den Topf, er lernt die Marktpreise aller Lebensmittel auswendig, er muß den Betrieb aller Handwerke kennen lernen, er zählt an den Fingern alle benutzten und unbenutzten Ressourceen einer Gegend her und unterzieht sich den langweiligsten und mühsamsten Entdeckungsfahrten, wenn er seine Kenntnisse dabei um ein kleines Korn bereichern kann. Nebenbei pflegt dieser steife Britte nicht ganz ohne Sinn für Kunst oder Literatur uud gar nicht ohne Ideen zu sein. Ja, zuletzt ist sein Buch nicht nur lehrreich, sondern sogar wahrhaft schön zu nennen. Dieß gilt von dem spanischen Reisebuche des Mr. Ford. Wie fallen Einem die Schuppen von den Augen, wenn man nach langmonatlicher Lekture spanischer Zeitungs-Correspondenten plötzlich einen Blick in diese enthüllten Tiefen spanischer Sitte und Natur wirft.

Die Spanier haben die Mauren und Juden unter sich ausgerottet, sind aber doch keine Europäer geworden. Die Nemesis hat es vielmehr gefügt, daß jedes Auge, das nicht ganz blind ist, in ihren Zügen die maurische Verwandtschaft erkennen muß, und gewaltigere Mächte, als die einer von fern her entliehenen Verfassungsform, müssen auf eine Gesellschaft wirken, deren Grundanschauungen orientalisch sind, damit unsere Begriffe von Humanität und Fortschritt bei ihr Wurzel schlagen.

Mr. Ford sagt: Die gewöhnliche Redensart der spanischen Doktoren in Bezug auf die geschäftige Sterblichkeit ihrer Patienten ist: „Sie sterben wie die Wanzen" (mueren como chinches). Diese Gleichgiltigkeit gegen menschliche Leiden und diese Unwissenheit in der Heilkunst sind echt orientalisch. Man sagt, Künste und Wissenschaften seien vom Morgenlande ausgegangen, aber Medicin und Wunderarzenei gehören nicht darunter. In Spanien wie im Orient wurden sie lange als ein untergeordnetes Handwerk und die Aerzte als Creaturen von gemeiner Kaste angesehen; ein schlimmer Haken auf der Halbinsel, wo die persönliche Ehre ein so empfindliches Ding ist und Menschen lieber verhungern, als sich eine konventionelle Herabsetzung gefallen lassen.

Der Wundarzt der spanischen Mauren war häufig ein verachteter Jude, was bei den Spaniern einen volksthümlichen und erblichen Abscheu gegen den Beruf erzeugte. Der Doktor stand schon etwas höher, aber gleich dem Chemiker und Botaniker war er häufiger ein Ungläubiger, als ein Christ.

So war Sancho der Fette gezwungen, persönlich nach Cordova zu gehen, um sich ärztlichen Rath zu holen. Und doch sind in Spanien wie im Orient Alle, deren Beruf es ist, lebende Creaturen hinzurichten, von der Gesellschaft geächtet, der Fleischer, Stierfechter und Henker zum Beispiel. Der Soldat, der dich niedersäbelt, nimmt den höchsten, der Arzt, der dich wieder zusammenflickt, den niedrigsten Rang ein; der Doktor den der Pabst befragen und dem ein Monarch gehorchen muß — hier wird er nur in die Krankenstuben guter Häuser, nie in ihren Salon gelassen. Aber die Geächteten nehmen schwere Rache; alle Spanier sind gefährlich mit dem Messer in der Hand und besonders die spanischen Aerzte. Madrid ist ein Hof des Todes und die Nekrologie des Eskurial liefert manchen Beweis der Frühsterblichkeit.

Der spanische Mediciner wird gemieden nicht blos aus altem Vorurtheil und weil er gefährlich ist, wie die Klapperschlange, sondern weil man überdieß noch bemüht ist, Haß und Mißgunst gegen diesen Stand zu erwecken. Der spanische Wundarzt und der spanische Beichtvater sehen den Patienten von verschiedenen Standpunkten an: Jener will ihn für diese und dieser für jene Welt erhalten. Keiner hat in seinem Herzen eine große Idee von der Kunst des Andern.

II.

Die Findelhäuser — sagt Mr. Ford — waren, als wir sie zuletzt sahen, kaum besser eingerichtet, als die Irrenhäuser; man nennt sie casas de espositos, Häuser der Ausgesetzten, oder la cuna, die Wiege, als wäre ein solches Haus wirklich eine Wiege und nicht vielmehr der Sarg unglücklicher Säuglinge. Die meisten großen Städte Spaniens haben eine solche Wiege; die ansehnlichsten sind in den levitischen Städten.

Die Cuna kann man ein kleines Bettchen nennen, wo der Kindermord ruhig und allmählig geübt wird und wo natürliche Kinder von ihren unnatürlichen Aeltern durch langsamen Hungertod versorgt werden.

Zuerst wurden die Spitäler in Mailand im Jahre 787 von einem Priester Namens Dathens gegründet. Das von Sevilla, welches wir beschreiben werden, wurde von dem Clerus der Kathedrale erbaut und wird von zwölf Direktoren, sechs Laien und sechs Geistlichen, verwaltet; wenige darunter kümmern sich wirklich um die Verwaltung oder geben Beiträge. — Das Gebäude steht in der Calle de la cuna, nicht weit von der Mündung einer Almosenbüchse mit einer Marmortafel befindlich mit dem Vers des Psalmisten auf lateinisch darauf: „Wenn Vater und Mutter mich verlassen, so nimmt der Herr mich an.“ In der Mauer ist ein kleines Pförtchen, das beim Anpochen von selbst aufgeht und die sündelosen Kinder der Sünde aufnimmt, eine Wärterin sitzt bei Nacht auf, um jene Kleinen zu empfangen, deren Aeltern sie in der Dunkelheit aussetzen, um ihre Schande zu verhüllen.

Toi que l'amour fit par une crime,
Et que l'amour defait par un crime à son tour
Funeste ouvrage de l'amour,
De l'amour funeste victime!

Manche Kinder sind schon im Sterben, wenn sie ankommen, und werden nur ausgesetzt, um die Begräbnißkosten zu ersparen; andere sind halbnackt, während nur Wenige mit Wäsche versehen sind. Diese letztern stammen gewöhnlich aus einem der

höheren Stände, die nur eine zeitweilige Verborgenheit für ihre Sprößlinge suchen und oft die rührendsten Briefe beilegen, voll heißer Bitten, daß die Wärterin mehr als gewöhnliche Sorge für das Kind tragen möge, welches einst gewiß zurückgenommen werden würde; auch wird nach antiker Weise dem Kleinen irgend ein Zeichen oder Schmuck angehängt, um es in der Zukunft zu erkennen. Jede Kleinigkeit in Bezug auf das ausgesetzte Kind wird in ein Buch eingetragen — ein trauriges Gedenkbuch menschlicher Sünde und Reue!

Kinder, welche einmal reklamirt werden, zahlen ungefähr fünf Groschen für jeden Tag, den sie im Spitale zugebracht haben; aber doch werden die Bitten um besondere Pflege selten beachtet und auf das Versprechen künftiger Zurücknahme wird nie gebaut. Ist kein Name des Ausgesetzten angegeben worden, so wird das Kind von der vorstehenden Matrone getauft und erhält gewöhnlich den Namen des Tagesheiligen.

Bei unserem Besuche war die Anzahl beträchtlich und fortwährend im Zunehmen begriffen, während die Mittel des Hauses bedeutend abnahmen. Auf einen sichern und großen Zufluß kann man alle neun Monate nach Weihnachten und nach der Charwoche rechnen, wo die ganze Bevölkerung, Männer und Weiber, die ganze Nacht hindurch vor Statuen und Reliquen kniet, so daß im November und Jänner das barmherzige Pförtchen fortwährend auf- und zugeht.

In der Cuna ist stets eine Anzahl von Ammen vorhanden, aber meistens sind es Dirnen, die wegen verrufenen Lebenswandels in keinem Privathause mehr einen Dienst bekommen, und jede hat im Durchschnitt drei Kinder zu stillen. Manchmal geschieht es wohl, daß ein achtbares Frauenzimmer, welches eben keinen Dienst hat, in die Cuna geht, nur um nicht die Milch zu verlieren; das arme Kind, welches so glücklich ist, an eine solche Brust zu kommen, blüht dann auf eine Weile auf, aber sobald es diese Gunst verliert, welkte es und stirbt. Jene seltenen Glückskinder, die armen Frauen auf dem Lande anvertraut werden, haben am meisten Aussicht, am Leben zu bleiben; denn kein Weib, das jemals Mutter war und ein leibliches Kind gestillt hat, wird einen Säugling verschmachten lassen. Eine solche Frau pflegt monatlich $2^2/_3$ Thlr. zu bekommen. Aber die Ammen der Cuna haben oft zu lange am Hungertuche genagt und selbst wenn die Milch ihrer frommen Denkungsart nicht versiegt, oder verbittert ist, so können sie unmöglich der Ueberzahl von Hungerigen genügen. Das Verhältniß der Sterbenden war schrecklich. Der Tod ist eigentlich eine Gnade für das Kind, so wie eine Ersparniß für die Anstalt; und in Spanien stand das Leben eines Erwachsenen nie hoch im Preise, geschweige das eines hilflosen Säuglings.

Die Cuna war, als wir sie zuletzt besuchten, unter einen niedern Beamten gestellt, der die Fonds in die Tasche steckte und ein treuloser Verwalter war. — Die kranken und sterbenden Kindlein — getrennt von den gesunden — hatte man in einem weiten Saale untergebracht, im früheren Staatssalon, dessen vergoldete Decke wie blutiger Hohn herabschimmerte auf das Elend am Boden. Da lagen sie in langen Reihen auf schmutzigen Matratzen, unbeachtet, ungepflegt. Die großen Köpfe, die gerunzelten Hälse, hohlen Augen und blaßgelben Gesichtchen überschattete der nahende Tod. Ins Leben gerufen weder durch eigenen Wunsch, noch eigenen Fehltritt, war ihre kurze Spanne vorbei, ehe sie begonnen, während ihre Mutter vielleicht in der Ferne rief: „Wenn ich seine Geburt genug beweint haben werde, will ich weinen über seinen Tod." Die Gesunden lagen paarweise in Wiegen; aber der Hunger mahlte sich auf ihren Wangen, die Noth jammerte aus ihren Augen und ihr schrilles Weinen zerriß das Ohr des Besuchers schon an der Schwelle; denn wegen Mangel an Nahrung hatten sie auch keine Ruhe, keinen Schlaf. Ihr Dasein hatte mit Schluchzen begonnen, mit el primero sollozzo de la cuna, wie Rioja sagt. —

Aber wir Alle weinen, wenn wir das Licht der Welt erblicken, während Viele lächelnd von ihr scheiden. — Einige neu ausgesetzte Kinder, die aber von der Mutterbrust kamen — aus der sie ein letztes Lebewohl gesaugt — sahen voll und rosig aus; sie schliefen gesund, blind für die Zukunft, ohne Ahnung, welches Schicksal ihrer harrte.

Von Zwölfen bleibt ungefähr eins am Leben und lungert in den Umgebungen des Spitals herum, schlecht gekleidet, kaum genährt und noch weniger unterrichtet. Aus den Buben werden Soldaten, aus den Mädchen Mägde oder — — wir wollen nicht aussprechen, was der böse Leumund nachsagt. Sie werden selbstisch und kalt, ihr junges Herz verschließt sich, ehe es noch sich geöffnet, denn sie haben nie gefühlt, wie Herzlichkeit, Liebe oder Menschlichkeit thut. An ihren Köpfen hat der Barbier scheeren gelernt, und die Sünden der Aeltern werden an ihnen heimgesucht. Ihre Beschäftigung besteht darin, nachzugrübeln, wer ihre Aeltern sein mögen und von dem Tag zu träumen, wo sie in glänzenden Equipagen abgeholt werden sollen. Dann und wann wird Einer von wohlhabenden und kinderlosen Familien adoptirt.

Wir haben seitdem mit Vergnügen erfahren, daß einige mildthätige Damen sich des Instituts angenommen und wesentliche Verbesserungen darin bewirkt haben.

III.

Kommen wir zu einem weniger tragischen Thema. — Die Bartliebe des Spaniers hat etwas Orientalisches. Der bigote (ein ungeheurer Schnurbart, ein Spitzname, den man den Deutschen wegen ihres ewigen Fluchens gab) ist ein gesetzliches Vorrecht des Militärs und man pflegt ihn so zärtlich, daß man vor dem Rasirmesser mehr Angst wie vor dem Säbel hat.

Als der Infant Don Carlos aus England entfloh, hatte man große Noth, ihn zum Abschneiden seines Schnurbartes zu bereden. Zurbano glaubte die baskischen Verräther hinlänglich gezüchtigt zu haben, wenn er ihnen die bigotes abschnitt und sie wie Ratten ohne Schwänze davon jagte, pour encourrager les autres. So hat Majaval, der Pirat, der in Exeter durch den Strick fiel, als er nach Barcelona kam, der heiligen Jungfrau, die ihn gerettet, seinen im Kerker gewachsenen Bart geopfert. Ferdinand VII. erließ einmal ein donnerndes Bartverbot gegen alle Nichtsoldaten, und es wurde in der That einen ganzen Monat, weniger 29 Tage, beobachtet.

Nächst Haus und Kirche gibt es für eine Nation wohl nichts Bezeichnenderes, als ein Theater. Aber ein Volk das seit 40 Jahren Tragödien in der Wirklichkeit erlebte, kennt jenes Ueberglück nicht, welches den Luxus erdichteter Trauerspiele mit Geld bezahlt.

Das Drama in Spanien war die Frucht einer glücklichen Periode und der Gunst Philipps IV. Gleich nach ihm begann es hinzuschmachten. Am wenigsten konnte es der starren Feindseligkeit der Geistlichen widerstehen, welche sich dadurch beeinträchtigt glaubten.

Man weiß, daß früher der Schauspieler nicht in geweihter Erde begraben, noch bei Lebzeiten mit dem Titel „Don" beehrt wurde. Aber noch im neunzehnten Jahrhundert verboten Beichtväter durch die Straße zu gehen, in der ein „Tempel des Satans" sich befand.

Die altspanische Bühne war ein getreuer Spiegel spanischer Natur und Wirklichkeit. So lange der castilische Hildalgo mit seinem Degen und seinen Liebschaften das Muster und der Schrecken Europa's war, besah sich die Nation mit stolzer Freude im Spiegel; jetzt aber schrickt sie erröthend vor ihm zurück, denn ihre Locken sind grau, ihre Fahnen zerrissen, ihr Antlitz gerunzelt. Höchstens liebt sie noch manchmal, sich den Cid heraufbeschwören zu lassen; aber Stücke, die modern spanisches Wesen

schildern oder ahnen lassen, werden von Parterre und Logen mit gleichem Hohn verworfen, und deßhalb ist Lope de Vega nur noch dem Namen nach bekannt.

Der Verfall des spanischen Drama's hat noch einen andern Grund. Die bourbonische Thronfolge änderte das Theater so gut wie das echte Stiergefecht; mit ihr kam eine Fluth von Einheitsregeln über die erschrockenen Pyrenäen. Die Nachäffer Frankreichs führten den Pariser Geschmack ein, der nur eine Idee im Kopfe duldet, und und erklärten Calderon für einen eben so großen Barbaren, wie Shakespeare! — Frankreich wurde das vorschriftsmäßige Ideal eines Landes, aus dem sich die Molieres und Corneilles manche ihrer schönsten Schmuckfedern geholt hatten. Spanien kam dahin, seinem frühern Zögling, Nachahmer und Plagiator, dem französischen Kothurn zu huldigen, und seine besten Lustspiele sind trübselige Uebersetzungen der Werke Scribes und Genossen.

Die Theatergebäude heißen Coliseums, sind aber klein und schlecht gebaut und riechen, wenn die Häuser voll sind, theils nach altem Cigarrenrauch, theils nach frischem Knoblauch, da kein neutralisirender Weihrauch darin gebrannt wird.

Die saynetes (Possen) sind, wie schon viele Touristen bemerkt haben, das frischeste und eigenthümlichste Ueberbleibsel altspanischen Theatergeistes.

Das Orchester ist mittelmäßig und die Musik, obwohl eine Leidenschaft des Volkes, kann sich nicht im Entferntesten mit deutscher oder italienischer Tonkunst vergleichen.

Ebenso haben die Spanier vom französischen Ballet Alles, nur nicht die Grazie und Eleganz angenommen. Kurz — und dieß ist vielleicht eben so viel Lob als Tadel — der Spanier wird lächerlich, sobald er seinen Nachbar nachahmen will, sei es in Sprache, Tracht oder Küche.

Ein Seesturm.

Nach einer angenehmen Kreuzfahrt von einem Monat Dauer im Golfstrome, steuerte die Vereinigten-Staaten-Kriegsbrigg Washington, Kapitän Bache, unter dem ich diente, den Capen Virginiers zu. Da das Wetter drohend erschien und der Wind frisch und heftig landeinwärts blies, so wünschten wir sehnlichst einen Ankergrund zu erreichen.

Die Nacht kam schauerlich und finster, und als wir uns dem Lande näherten, richteten sich aller Augen windwärts, um den Schimmer des Lichtes, das wir zu erreichen suchten (Smith's Eiland) durch den Nebel und die Windstöße zu erkennen, welche nunmehr windwärts den Horizont zu umdüstern anfingen.

Gegen 11 Uhr erfreute unsere Herzen der willkommene Ruf: „Lichtahr!" vom Mastkorbe; aber die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Das Licht am Cap Henry, welches man durchaus gewinnen muß, um in den Hafen einlaufen zu können, mußte von einer Windwebe versteckt gewesen sein, denn als wir mit dem Winde aufkamen und jeden Augenblick den ersehnten Leuchtthurm — dem Seemann stets ein erfreulicher Anblick — für uns aber, wie wir fühlten, die einzige Hoffnung zu sehen erwarteten, — durchfuhr der schreckliche Ruf: „Brandung vor uns!" die geängstigten Herzen wie ein Donnerschlag, und sagte uns, daß wir den Schrecknissen einer Seeküste überantwortet seien, und daß unsere einzige Aussicht auf Rettung darin liege, Segel gegen den Wind stellen zu können. Wenn See und Strömung uns auf Cap Hatteras, das Schrecken der Seeleute, trieben, so wußten Alle, daß wir verloren wären, denn der Sturm, welcher jetzt an Heftigkeit zunahm, heulte verhängnißvoll durch das Tackelwerk und unsere Brigg fing bereits unter dem Segeldrucke zu schwanken an.

Der Himmel war verdüstert von fliegenden Massen dunkler Wolken. Die Gipfel der Wogen hoben ihre finstern Säulen zum Himmel, leuchteten mit dem geisterartigen phosphorischen Schimmer, den man bei Stürmen oft beobachtet und einmal war das Meer vor uns einige Augenblicke lang von einem blassen blauen Lichte erhellt, das den Seeleuten unter dem Namen Corpus Santo bekannt ist und dessen schauerlichen Anblick sie abergläubisch als Verkünder von Unglück und Schiffbruch betrachten. Das Barometer fiel schnell und Alles deutete auf einen entsetzlichen Kampf der Elemente hin.

Bei Entdeckung der Brandung wurde die Brigg mit ihrem Kopfe sogleich von der Küste abgewendet, Untersegel gerefft, Toppsegel doppelt gerefft und gesetzt. Das prächtige Fahrzeug that das seinige aufs Beste, — all sein Holz knarrte und seine schlanken Masten beugten sich dem Sturmesdrange. Das Tageslicht fand es noch andringend, gegen Wind und Wogen kämpfend, welche unaufhörlich zu seiner Vernichtung heranzurollen schienen.

Der Morgen brachte verstärkte Heftigkeit des Windes und höchst düstere Aussicht mit sich. Das Meer ging furchtbar hoch und schien, so weit das Auge reichte, nichts als eine unendliche Fläche Schaum. Wir hatten während der Nacht die Leeboote, welche

sich füllten und von den Davits gerissen wurden, den Kliever und die fliegenden Klieverbäume, Topmast, Beisegel u. s. w. verloren. Das Senkblei, von dem jeder Wurf mit ängstlicher Begierde bewacht wurde, sagte uns, daß wir schnell der Küste zutrieben. Um 7 Uhr hatte sich der Wind in einen Hurrikan verwandelt, ein Segel nach dem andern war entweder eingezogen worden oder, zerrissen mit donnerähnlichem Gekrache, in kleinen Stücken windwärts geflogen; nichts blieb als das vordere Topsegel — ungerefft, unter dem sich die Brigg um 11 Uhr Morgens, als der Hurrikan seine höchste Wuth erreicht hatte und mit außerordentlicher Heftigkeit tobte, Alles übertreffend, was wir je erlebten, beilegte. Die Brigg lag gänzlich auf der Seite, das Wasser toste über ihrem Windbord und wir waren gezwungen, ins Takelwerk zu steigen, um nicht über Bord geschleudert oder geschwemmt zu werden; denn das Meer schien in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt und in ungeheuren Massen durch die Luft getragen, beständig unsern Deck überschüttend. Die Kanonen auf der Windseite wurden über Bord geworfen, später jene auf der Wetterseite und der Helm niedergedrückt. Die Brigg weigerte sich zu gehorchen und es erging der Befehl, „den Hauptmast zu kappen."

Prompt wurde der Befehl ausgeführt, wie jeder andere; denn unsere brave Mannschaft benahm sich mit einer Standhaftigkeit und Disciplin, die bei Leuten der amerikanischen Kriegsschiffe charakteristisch ist. In seinem Falle riß der Hauptmast den Kopf des Vordermastes, den Topmast und die Vordertopsegelraen, welche in verworrener Masse windwärts hingen, mit sich fort. Jede Anstrengung wurde gemacht, um frei von dem Wrack zu werden, und der verstümmelte Rumpf des „Washington" steuerte wild vor dem Hurrikan der Küste zu, die zu vermeiden er so ritterlich gekämpft hatte. Als letzte Hoffnung waren die Anker zum Falle bereit gemacht worden, aber keiner glaubte es, daß die Kabel auch nur einen Augenblick gegen diese wüthende See aushalten würden. Die Schrecken der Scene gehen über alle Beschreibung. Das gräßliche Heulen des Hurrikans, das Brausen der Wogen, die sich in unregelmäßigen Massen um uns her brachen und tollwüthig in unsere Bahn eindrangen, gleichsam als brenne jede vor Begierde, das Todeswerk zu verrichten, — kam zu dem Krachen der Spieren, die von oben herabstürzten oder vom Meere an Bord geschleudert wurden und traurige Verheerung unter uns anrichteten. Zwei Offiziere und mehrere Matrosen waren verwundet hinuntergetragen worden; kaum Einer von uns blieb unverletzt und dennoch gab sich während dieser ganzen versuchungsvollen Scene nirgends ein Zeichen der Entmuthigung kund, — keine blasse Wange war zu sehen. Befehle wurden mit jener Ruhe wie bei alltäglichen Manövern gegeben und ausgeführt. Nie fühlte der Schreiber dieses mehr Stolz über die Seemänner seines Landes als bei Schilderung dieser Scene! Wie wir uns den Brandungsklippen näherten, stand jeder mit einer Ruhe und Selbstbeherrschung, die fast unglaublich scheint, da, das unvermeidliche Geschick erwartend.

Gegen Mittag wurde der Helm niedergedrückt und der Backbordanker fallen gelassen. Wie sich die Brigg in den Wind legte, brach sich eine ungeheure Wogenmasse über dem Deck, warf das Schiff auf die Seite, verrückte Fässer, Ballast u. s. w. im Halte, riß auf dem Deck Cajüte, Steuerrad, Boote, Bollwerk 2c. fort und schwemmte fast jede lebende Seele über Bord; doch außer dem tapfern, tief betrauerten Befehlshaber Bache und zehn Matrosen, gelang es allen Andern das Deck wieder zu gewinnen — als sich die Brigg, halb gefüllt mit Wasser wieder aufrichtete — entweder von den Wogen zurückgeschleudert, oder sich an den Trümmern des Wracks festklammernd. Die Verunglückten waren unsern Blicken in einem Augenblicke entschwunden. Auch dieser Moment sah die Mannschaft gefaßt und ruhig — der entschlossene Geist, welcher sie an Bord beseligte, schien sie noch immer zu beleben. Ein braver Junge schwenkte zum Lebewohle

seinen Hut, als er am Stern vorübertrieb und der kochende Schaum verbarg ihn auf immer unsern Blicken.

Wir glaubten uns unter den Breakern zu befinden und bildeten uns ein daß unsere unglücklichen Gefährten uns nur in unserem Geschick vorausgegangen wären; dennoch war es ein bitterer Seelenschmerz, sie auf diese Weise aus unserer Mitte gerissen zu sehen, und gar manches Auge, das schon ruhig dem Tode ins Antlitz geschaut, feuchtete sich bei dieser Scene! Die Bemannung der Brigg gehörte zur Blume der amerikanischen Marine, bessere Seemänner betraten nie ein Deck. Nie wurde ein Befehlshaber von denen, welche unter ihm dienten, aufrichtiger geachtet und geliebt, als Bache. Als die Gefahr am höchsten war, sprach er ruhig zu den Offizieren: „Meine Herren, ich hoffe, Sie sind überzeugt, daß ich meine Pflicht gethan habe, und Alles versuchte, das Fahrzeug zu retten." In der That, er hatte seine Pflicht mit der Kenntniß und dem Muthe gethan, die ihn immer auszeichneten, kein Sterblicher könnte mehr gethan haben.

Als keine Hoffnung mehr uns zu lächeln schien, schickte uns Gott in seiner Barmherzigkeit Beistand. Der Hurrikan ließ nach, unsere Kabel strafften sich und hielten (gegen alle Erwartung) und die geschleppten Anker zügelten das Treiben des Fahrzeuges. Bald nachher drehte sich der Wind plötzlich nördlich und westlich, die Wogen verkleinerten sich bedeutend und die Brigg, noch immer die Anker schleppend, wandte sich von der Küste ab. Sie wurde ihres Eisenballastes erleichtert, der Vordermast abgehauen und lag nun leicht auf dem Wasser. Gegen Sonnenuntergang sehen wir Cap Hatteras dicht unter uns.

Bis 12 Uhr kämpften wir von neuem gegen einen schweren Sturm aus Norden, mit zwei Ankern vor uns, — das Stromkabel war gesprungen. — Es war eine Zeit schmerzlicher Abspannung. Unsere Kabel strafften sich aufs Aeußerste, wir erwarteten jeden Augenblick, daß sie zerrissen würden, — und die Brandung des Caps toste hinter uns. — Wir waren bemüht, Nothmasten zu errichten, was jedoch schlecht gelang, da wir nur einige leichte Spieren gerettet hatten. Am Abend starb der Wind ab, wir lichteten an der Backbordseite und fanden, daß der Anker fort war. Als wir den Steuerbordanker aufwanden, schlüpfte sein Ringkeil nahe am Bug und auch er ging uns verloren. Wir setzten Segel an die Nothmasten und steuerten seewärts. Am nächsten Tage sprachen wir die Brigg Petersen von New-York und erhielten von ihr aus Gefälligkeit einen Anker und einige Spieren; am folgenden Tage begegneten wir dem Steamer Palmeto, der uns ein kleines Boot zukommen ließ.

Getrieben von leichten südlichen Winden, näherten wir uns am 15. dem Cap Henry bis auf 30 Meilen, als der Wind abermals frisch von Nordost blies und uns nochmals in große Gefahr brachte. Nur mit Noth hielten wir uns von „Hatteras Shoals" ab und wurden wieder in den Golfstrom verschlagen, wo die Brigg in einem Sturme von Nordost bis zum 17. beilag, als das Wetter sich milderte und Nachmittags zur großen Freude Aller ein Kriegsschiff, das die amerikanische Flagge zeigte, in der Richtung auf uns erspäht wurde. Bei seinem Näherkommen sahen wir mit Gefühlen des Stolzes und der Freude das wohlbekannte Kopfbild der „Constitution." Sie bordete uns sogleich und nahm uns in Tau und am Abend des 21. Septembers tauschten wir mit ihrer braven Mannschaft drei herzliche Hurrahs aus, machten uns von ihr los und steuerten den Capen des Delaware zu, wo wir am 22. Anker warfen, begleitet von einem Pilotenboote. Wasser, Provisionen und jede andere Bequemlichkeit mangelte uns beinahe ganz, als wir mit „Old Ironsides" aufkamen und lange werde ich dankbar der wohlwollenden Sympathien gedenken, womit ihre Offiziere uns auszeichneten, so wie der Bereitwilligkeit und des Edelsinnes, womit sie unsere Bedürfnisse befriedigten.

Flotten-Angriffe auf Alvarado, Tobasco und Tampico; Bombardement und Einnahme von Veracruz und Castell von San Juan de Ulloa.

Als der Krieg Nord-Amerika's mit Mexiko begann, lag die ganze mexikanische Marine, mit Einschluß der Steamer Montezuma und Guadalupe, unter den Wällen des Castells San Juan de Ulloa bei Veracruz vor Anker.

Bis jetzt war die erklärte Blokade zur See von der amerikanischen Flotte mehr auf dem Papier, als an der mexikanischen Küste geführt worden. Commodore Conner führte das Commando. Daß jedoch von Seiten der Vereinigten-Staaten-Marine so wenig geschehen war, um ihren erprobten Muth abermals zu bewähren, leitete zu der Meinung: der Befehl ruhe nicht in geschickten Händen. — Hierin wurde man um so mehr bestärkt, da die Mexikaner alle ihre Fahrzeuge in den Strom Alvarado entfernten, weil sie in der Meinung standen, das Castell werde der erste Angriffspunkt sein, und — auffallender Weise hatte Commodore Conner den Alvarado nie blockirt gehalten. — Die Mexikaner, welche den Alvarado also frei sahen, benutzten die gebotene Gelegenheit, segelten mit ihren Steamern nach Havanah und verkauften dieselben der spanischen Regierung. Ja, Conner hinderte die Mexikaner selbst nicht daran, den Rest ihrer Fahrzeuge aus dem Alvarado zu entfernen, um diese nach irgend einem beliebigen Orte zu bringen.

Es wurde demnach mit Anfang Oktober mit neuen Instruktionen ein neuer Commodore, Perry, zum Blokadegeschwader gesandt, der seine rothe Commandeurflagge am Bord des Mississippi aufzog, also neben Commodore Conner noch zu befehlen hatte. Das Erscheinen Perry's schien Conner aus seiner meisterhaften Unthätigkeit zu erwecken, indem er jetzt eifrige Anstalten traf, die Küsten Mexiko's anzugreifen. Hohe Winde hinderten dieß bis zum 16. October. Da beschloß er den Angriff auf Alvarado auszuführen, obgleich die Mexikaner an der Mündung des Stromes eine Batterie von zehn schweren Geschützen errichtet hatten.

Der Steamer Vixen und der Kutter Mc. Lane — gezogen vom Steamer Mississippi — gingen bis auf Schußweite der Batterie gegenüber. Das Feuern begann. Commodore Conner befehligte auf dem Vixen, fuhr den übrigen Fahrzeugen voraus an der Batterie vorüber und tauschte mit ihr seine vollen Lagen. Wegen zu großer Entfernung von der Batterie hatte das Feuern keine große Wirkung, nur ein Schuß eines Achtzehnpfünders von dem Schooner Forward — der inzwischen sich auch in die Linie gestellt — fiel direkt ins feindliche Fort.

Um 1 Uhr Mittags wurde die Linie der Schiffe zum entscheidenden Angriffe formirt; der Steamer Vixen nahm die Kanonenboote Reefer und Bonita in Tau, der Mc. Lane, der Forward, das Kanonenboot Petrel, zwei Lichter, drei Kutter und eine Barke — besetzt von Marinesoldaten — kamen nach. Der Vixen gelangte glücklich über

die Barre, aber der Mc. Lane blieb so fest stecken, daß sich der Commodore zum Rückzuge genöthigt sah, da er der schweren mexikanischen Batterie, wegen der Seichtheit des Wassers, seine Streitmacht nicht wirksam gegenüberstellen konnte.

In der Nacht des 16. Oktobers gingen der Forward, die Kanonenboote Bonita, Reefer und Nonata, unter Befehl des Commodore Perry, von Antonio Lizardo ab, um einen Angriff auf Tobasco auszuführen, und am Morgen des 17. folgten ihnen der Mississippi (Flaggenschiff), Vixen, Mc. Lane und zwölf Kutters, um die Mannschaften ans Land zu setzen.

Am 25. Oktober traf das Geschwader vor Tobasco ein und nahm sogleich zehn mexikanische Fahrzeuge weg, welche im Hafen lagen. Commodore Perry forderte die Behörden der Stadt zur Uebergabe auf, erhielt jedoch eine abschlägige Antwort. Ohne weiters brachte er seine Flotte in Schlachtlinie und eröffnete sein Feuer auf die Stadt. Unter dem furchtbarsten Donner seiner vollen Geschützlagen landete er seine Truppen, griff die Mexikaner an und schlug sie total in die Flucht. Nachdem das Bombardement nur eine Stunde gedauert hatte, war die Stadt fast ein Ruinenhaufen, und die Bewohner aus derselben entflohen.

Der beabsichtigte Zweck war vollständig erreicht und eine Menge Prisen erbeutet. Von hier segelte Perry zum Angriffe auf Tampico ab. Zur Unterstützung fanden sich noch der Spitfire und Petrel ein und am 12. November ging er mit allen diesen Fahrzeugen über die Tampico-Barre.

Die Stadt Tampico selbst enthält außer ihrem Fort ungefähr 4000 Einwohner; doch zwei andere Ortschaften, genannt Pueblo Vieja und Altimira, gränzen daran, und können fast als eine Fortsetzung von Tampico betrachtet werden; sie steigern daher die Bevölkerung dieses Theils der mexikanischen Küste fast auf das Dreifache.

Als die Stadt zur Uebergabe aufgefordert wurde, setzte sie durchaus keinen Widerstand entgegen; sie wurde ohne jede Bedingung überliefert, da sich die mexikanischen Truppen mit ihren Waffen, Kriegsbedürfnissen und den Kanonen des Forts nach San Louis Potosi, wo sich die ganze Streitmacht der Mexikaner concentrirte, entfernt hatte. Sie wurde einstweilen von Marinesoldaten und Seeleuten des amerikanischen Geschwaders besetzt, bis von Brazos Landtruppen eintrafen.

Eben so erfolgreich erwies sich die Unternehmung des Commodore Perry auf den Hafen Laguna de los Terminos. Ohne Widerstand wurde die Stadt genommen und besetzt. Auf dem Rückwege machte er auf der Höhe von Alvarado den spanischen Schooner Isabel und den mexikanischen Schooner Amelia zu guten Prisen.

Durch die Kriegsfahrzeuge Nonata, Elizabeth, Unicorn, Virginia, Mahone, die Steamers Undine und Mary Summers, Fregatte Brandiwyne, Kriegsschaluppen Decatur, S. Luis, Germantown und einige Bombenfahrzeuge wurde die Vereinigten-Staaten-Marine im Golf noch verstärkt und auf einen Achtung gebietenden Fuß gebracht.

Die nun — Ende November 1846 — erfolgende Abreise des Generals Scott nach Tampico, die Bewegungen des Generals Taylor in derselben Richtung, die Unterlassung des Marsches gegen San Luis Potosi, die Besetzung Saltillo's, die schleunige Ausrüstung einer großen Anzahl leichter Barken zum Transport der Truppen, die außerordentliche Anhäufung von Kriegsbedürfnissen und Vorräthen in Tampico, die starke Besetzung des letzteren Ortes selbst, die Aushebung von Raketen- und Haubitzen-Compagnien und andere Maßregeln, — Alles deutete jetzt darauf hin, daß mit Energie gehandelt, daß Veracruz bestürmt werden sollte.

Bei der Ankunft des Ober-Generals Scott auf dem Kriegsschauplatze dirigirte er sogleich alle seine Streitkräfte nach der Insel Lobos und von nun an sehen wir die Land- und Seemacht vereint gegen den Feind handeln.

Kurz vor seinem Abgange nach Lizardo erhielt General Scott noch vom Kriegssecretär aus Washington einen Brief, worin folgende Stelle vorkommt: „Der Präsident theilt Ihnen persönlich seine Befehle mit, nach Mexico zu gehen, das Commando der dort versammelten Truppen zu übernehmen und besonders eine Expedition zur Operation an der Golfküste zu organisiren und in Gang zu setzen, wenn Sie es, auf dem Schauplatze der Operation eingetroffen, für zweckmäßig halten. Es wird nicht beabsichtigt, Ihre Operationen durch definitive und positive Instruktionen zu controliren, sondern es bleibt Ihnen überlassen, sie so einzurichten, wie es Ihr Urtheil unter voller Berücksichtigung aller Umstände vorschreibt. Die Arbeit liegt vor Ihnen, für die Mittel ist gesorgt oder wird gesorgt, um sie auszuführen, und sie wird Ihnen in dem vollen Vertrauen übergeben, daß Sie sie zum Besten anwenden werden."

Außer den Kriegsschiffen lagen über 40 Transportschiffe bei Lobos vor Anker und warteten auf ihre Abfahrt.

Am 1. März 1847 erschien der Befehl zum Einschiffen und man wußte nun, es ging auf Veracruz. Die Flotte gewährte einen imposanten Anblick, als sie unter Segel ging und nach Antonio Lizardo steuerte, wo sie am 5. März mit dem Convoi eintraf und Anker warf. Die nöthigen kriegerischen Vorbereitungen nahmen die Zeit bis zum 7. März in Anspruch; an jenem Tage aber rekognoscirte General Scott, in Begleitung der Generale Patterson, Worth, Pillow, Quitman und Twigs mit ihren Adjutanten und dem topographischen Corps die feindlichen Ufer auf dem Steamer Hetrita, der sich in der Richtung des Castells San Juan de Ulloa so sehr dem Lande näherte, daß die Kanonen des Castells ihr Feuer gegen ihn eröffneten, ohne ihm jedoch zu schaden.

Sobald der Steamer Hetrita mit Commodore Perry zurückkehrte, wurden die Dispositionen zur Landung entworfen. Das Vereinigten-Staaten-Geschwader und alle Transportschiffe verließen am 9. März Antonio Lizardo und steuerten mit gutem Winde südwärts von Sacrificios. Hier nahmen die Convois eine Stellung ein, um das Landen der Truppen, welche, 12,000 Mann stark, sich auf den Schiffen befanden, decken zu können. Unter dem Schutze der Kriegsschiffe erfolgte am 10. März um 2 Uhr Nachmittags, vom Feinde ungehindert, innerhalb drei Meilen von Veracruz die Landung.

Veracruz, diese Metropole des gelben Fiebers, hat ein sehr charakteristisches Aeußeres, welches schon auf Meilenweite einen seuchenartigen Eindruck macht. Mitten in einer weiten Sandebene gelegen, im Südwesten von sandigen Dünen geschützt, liegt es vereinsamt da; alle Vegetation, alles Leben scheint auf diesen gluthheißen Fluren erstorben. Große, kahlköpfige Geier, Zopilotes von den Mexikanern genannt, ziehen in der Luft ihre weiten Kreise, und unterbrechen ihren unheimlichen Flug nur, wenn irgend ein gefallenes Thier sie durch seinen Todtengeruch auf den Erdboden herablockt.

Schon bis 3 Uhr hatten sich 6000 Mann ausgeschifft, denen die übrigen im Laufe des Tages folgten. Während der Landung feuerten die Steamers und Kanonenboote fortwährend mit Granaten und Bomben vor dem Landungsplatze; die Steamers Vixen und Spitfire lagen bei Punta de Harnos und eröffneten quer über die Landspitze, in der Richtung des Castells, ein Feuer mit Bomben und Kanonenkugeln, welches vom Castell aus ohne Erfolg erwiedert wurde. So wie sich die Truppen am Strande organisirt hatten, setzten sich die verschiedenen Colonnen sogleich in Bewegung, um die ihnen bei der Belagerung von Veracruz angewiesenen Stellungen einzunehmen. General Worths Division mußte sich wegen der Lokalität des Landungsplatzes unter Punta de Harnos en echellon, an der rechten Seite vorüber, rückwärts ziehen, um die beabsichtigte Stellung zu erreichen. Zu diesem Zwecke war es nothwendig, zwei Redouten wegzunehmen, welche der Feind aufgeworfen hatte. In einer derselben befand sich eine Kanone und beide waren mit Infanterie besetzt. Ohne Zögerung geschah der Angriff. Mit gefälltem

Bajonet, im raschen Sturmanlauf, wurde der Feind nach hartnäckiger Gegenwehr geworfen, und die beiden Redouten genommen. Während dieses Gefechts drang die Hauptcolonne rückwärts zur Linken gegen die Stadt vor und verschanzte sich dort; bis zum 13. März 1847 war die Stadt vollständig eingeschlossen.

Die Stellung des amerikanischen Heeres dehnte sich von Punta de Harnos zur Rechten in ununterbrochener Linie bis Punta de la Catita zur Linken aus. Jede Division hatte eine starke und vortheilhafte Stellung eingenommen und Verschanzungen aufgeworfen, die jede Communication zu Lande oder zu Wasser abschnitten, ohne dem Feuer des Castells ausgesetzt zu sein. Da man auch die Röhren zur Wasserleitung, welche Veracruz mit Wasser versorgen, entdeckte, so wurden sie zerstört.

Während am 11. und 12. diese Aufstellung der Truppen erfolgte, fielen gelegenheitlich einige kleine Gefechte mit dem Feinde vor; mitunter warf Letzterer sowohl aus der Stadt wie aus dem Castell ganze Schauer von Bomben und Granaten auf die amerikanischen Linien, ohne jedoch sonderlichen Schaden anzurichten. Am 13. waren zehn Mörser gelandet und aufgestellt worden; die anderen schweren Geschütze, welche man bestimmt erwartete, waren noch nicht eingetroffen, weil die Schiffe, durch starke Nordstürme abgehalten, sich nicht so eilig nahen konnten, wie man wünschte; ja das Unwetter hatte eine solche Heftigkeit erreicht, daß selbst 300 Seeleute vom 13. bis 15. am Strande verweilen mußten, weil sie nicht zu ihren Schiffen zurückkehren konnten.

Man kann sich keine lächerlichere Scene denken, als diese 300 Seeleute am Strande darboten. Sie hatten nichts zu thun und wußten auch nicht, was sie vor langer Weile anfangen sollten. Alle waren barfuß, da sie ihre Schuhe wegen Arbeiten im Wasser auf den Schiffen zurückgelassen. Wie Kinder, wenn sie aus der Schule kommen, nachdem man sie den ganzen Tag über in dem altmodischen Taggefängnisse eingesperrt gehalten, so geberdeten sich diese übermüthigen Matrosen. Ihre Sprünge und Possirlichkeiten boten wirklich ein in seiner Art einziges Bild dar. — Das umliegende Land wimmelt von diminutiven Eseln, — den häßlichsten spassigsten Geschöpfen, die man sich nur denken kann. Diese geduldigen, unschuldig aussehenden Thiere, erregten Jacks Gefallen und lieferten ihm unendlichen Spaß. Man konnte keine zehn Ruthen am Strande hingehen, ohne auf einen Matrosen zu stoßen, der mit einem dicken Priehm in der Backe und einem stillen Grinsen in dem verwetterten Gesichte, aus vollen Leibeskräften an den Ohren eines Esels zog, der sich seinerseits so fest auf seine Vorderbeine gepflanzt hatte, daß man ihn nicht von der Stelle bringen konnte. Wenn Jack fand, daß weder Ziehen noch Schmeicheln oder Schlagen die geringste Bewegung hervorbringen konnte, so nahm er ganz philosophisch das störrische Geschöpf in seine Arme und trug es fort. So sah ich vier Matrosen, von denen jeder das Bein eines Esels hielt, diesen davontragen. Hoch über ihre Köpfe ragte der Esel hervor und auf seinem Rücken saß ein alter Theerbruder recht behaglich mit verschränkten Armen.

Bis zum 18. März trafen jedoch die übrigen Mörser und schweren Geschütze ein und noch in derselben Nacht wurden die Laufgräben eröffnet.

Am 22. März um 10 Uhr Morgens sandte General Scott einen Parlamentär nach der Stadt, um dem Gouverneur Moralos die Aufforderung zu überbringen, Veracruz und das Castell zu übergeben, da jede fernere Vertheidigung nutzlos sei. Gouverneur Moralos antwortete mit den würdevollen Worten: „Er bedaure, die Ursache von unnöthigem Blutvergießen und Lebensverlust zu sein; aber er habe eine hohe und wichtige Pflicht zu erfüllen, welche seine Armee und die Interessen seines Landes beträfe, weßhalb er sich nicht ergeben könne, als bis jedes Mittel zur Vertheidigung erschöpft sein würde."

Jetzt begann das Schlachten-Drama. Noch im Laufe des Vormittags setzten die

Mexikaner mehrere Gebäude in Brand und demaskirten einige ihrer Batterien, die sie bisher sorgfältig verborgen hielten, obgleich sie vom Castell, vom Fort Santiago und von den Bastionen der Stadt, ein beständiges Feuer gegen die amerikanischen Schanzen unterhalten hatten. Um 4 Uhr Nachmittags eröffnete die amerikanische Batterie aus sieben Mörsern das Bombardement. Die Bomben fielen mit der erwünschten Genauigkeit in den Straßen und bald hüllte sich die Stadt von einem Ende bis zum andern in eine dichte Rauchwolke, nur dann und wann von den Blitzen der Artillerie durchleuchtet, welche das Feuer erwiederte. Bis zum Abend dauerte der Kanonendonner ununterbrochen fort und die Kugeln flogen in dichten Schauern hin- und herüber.

Sobald Commodore Perry bemerkte, daß die Landarmee im allgemeinen Angriff stehe, gab er dem Capitän Tatnal Befehl mit den Steamern Spitfire und Vixen und den fünf Kanonenbooten Reefer, Bonita, Tampico, Falcon und Petrel (der sogenannten Muskito-Flotte) vorzurücken. Capitän Tatnal fragte, auf welchem Punkte er angreifen solle, worauf Commodore Perry die bedeutungsvolle Antwort gab: „Wo Sie das meiste auszurichten vermögen, Sir.“ Demgemäß rückte die kleine Flotte vor und postirte sich unter einer Landspitze, die als Kalkofen bekannt, etwa eine Meile von Veracruz entfernt ist. Sobald sie diese Stellung gewonnen hatte, wo sie gegen die direkten Schüsse des Castells gedeckt war, eröffnete sie ein hitziges Feuer gegen das Castell und das Fort Santiago. Das Castell erwiederte diesen Gruß bald auf das lebhafteste und von allen Seiten flogen nun die Kugeln bis zum Einbruch der Nacht, ohne jedoch einen wesentlichen Schaden anzurichten.

Am Morgen des 23. März erhob sich ein wüthender Nordsturm, der den ganzen Tag über raste und die Luft mit Sand erfüllte. Die mexikanischen Batterien schwiegen meistens während der Nacht, indeß die amerikanischen Mörser fortwährend ihre Bomben in die Stadt schleuderten. Einmal explodirten sechs Bomben zu gleicher Zeit mit furchtbarem Gekrache und verheerender Wirkung im schönsten Theile der Stadt. Trotz des gräßlichen Wetters lichtete Capitän Tatnals kleine Flotte die Anker, näherte sich bei umwölktem Mondlichte 600 Yards dem Castell und gab mit großer Präcision gegen dasselbe seine vollen Lagen, welche vom Feinde sehr lebhaft erwiedert wurden. Diesen höchst verwegenen Angriff setzte Capitän Tatnal eine halbe Stunde lang mit hoher Bravour fort, obgleich vom Flaggenschiff des Commodore längst das Signal zum Rückzuge wehte. Man muß dieß Manöver als das kühnste und gewagteste betrachten, welches im mexikanischen Kriege vorgekommen ist.

Unterdeß bemühte sich General Patterson den ganzen Tag über in Verbindung mit der Marine die Schanzen für eine Batterie von drei 68 Pfündern und zwei langen 32 Pfündern zu Stande zu bringen, welche von den Fahrzeugen seitdem gelandet worden waren. An jedem Geschütz arbeiteten 200 Freiwillige und Matrosen, um diese über die Sandhügel, Hohlwege und Sümpfe zu schaffen. Die Leute standen knietief im Sande oder Wasser und hatten unsägliche Mühe und Anstrengungen; doch noch im Laufe der Nacht befanden sich diese Geschütze auf ihren Plätzen.

Als der Abend nahte, erleuchtete ein furchtbarer Brand die Stadt Veracruz. Die Humanität forderte eine kurze Einstellung der Beschießung, um bei so bedrängten Umständen dem Feinde Zeit zu gönnen. Krieg ist selbst unter den modificirten Formen schrecklich, noch viel mehr aber war er es bei Beschießung dieser Stadt, wo man es nicht allein mit bewaffneten Gegnern, sondern auch mit geängstigten und verzweifelten Weibern und Kindern zu thun hatte.

Bis gegen Morgen des 24. März war das Feuer in der Stadt gelöscht und die Batterien begannen nun von neuem zu spielen. Auch General Paterson eröffnete nun mit seiner neuen Batterie — die wegen ihrer günstigen Stellung sehr verderblich wirkte —

sein Feuer auf die Stadt, welche jedoch unerschrocken auf allen Punkten antwortete. Aber auch die Marine hatte sich so günstig aufgestellt und setzte mit solchem Nachdruck die Beschießung der Stadt fort, daß diese abermals in Brand gerieth.

Am 25. März verstärkten alle amerikanischen Batterien ihr Feuer und gegen Mittag war der Donner der Geschütze so stark, daß die Erde davon erbebte. Während des Morgens richteten die Mexikaner ihre Batterien meistens gegen General Paterson und gegen die Marine, konnten diese jedoch nicht zum Schweigen bringen, ja die Marine-Geschütze zertrümmerten sogar den Wall an mehreren Stellen. Ein merkwürdiger Fall ereignete sich hier. Der Seekadett Shurik kommandirte im ersten Deck des Kriegsschiffes eine Kanone. Er hatte seinen Schuß gegen ein Geschütz in eine der Bastionen gerichtet und wartete, auf dem Laufe seiner Kanone sitzend, die Wirkung des Schusses ab, als die Kugel desselben Geschützes, gegen das er gefeuert hatte, durch die Kanonenlucken quer durchfuhr und ihn und vier Matrosen tödtete. Doch auch das feindliche Geschütz wurde durch seinen Schuß zertrümmert und auch der Kanonier desselben fiel, so daß beide Artilleristen das Leben verloren, als sie gegen einander feuerten.

Noch denselben Morgen traf im Lager die Nachricht ein, daß ein Trupp Mexikaner im Rücken der amerikanischen Armee stehe, um wo möglich die amerikanische Linie zu durchbrechen und sich in die Stadt zu schlagen. Oberst Harney wurde mit 120 Dragonern beordert, diese Truppen zu beobachten und darüber zu rapportiren. Er fand, daß sie ungefähr 2000 Mann stark waren, sich bei einer Brücke, etwa drei Meilen von General Patersons Hauptquartier verschanzt hatten und zwei Kanonen mit sich führten. Oberst Harney kehrte um, während ihm die Mexikaner einen Kugelregen nachsandten. Er schickte nach Verstärkung und einigen Kanonen, um die feindlichen Verschanzungen zu nehmen und den Feind zu vertreiben. Von General Paterson's Division stießen nur Lieutenant Jodd mit zwei Kanonen und 60 Dragonern, wie sechs Compagnien des ersten und zweiten Tenessee-Regiments unter Oberst Haskell zu ihm. Die beiden amerikanischen Geschütze stellten sich sogleich sehr vortheilhaft auf, beschossen mit der größten Präcision die feindliche Verschanzung und als nun die amerikanische Infanterie im Sturm darauf anrückte, zog sich der Feind eiligst daraus zurück, faßte jedoch etwa eine Meile weiter wieder Posto und schien einen neuen Angriff abzuwarten. Obgleich das Terrain für einen Cavallerie-Angriff gerade nicht das günstigste war, so griffen doch die Dragoner in einer raschen Attaque die feindliche Infanterie an, zersprengten deren Vierecke und jagten den Feind nach allen Richtungen auseinander. Bei diesem Gefechte blieben 50 Mexikaner todt auf dem Platze.

Noch an demselben Tage wurde ein Parlamentär mit einer weißen Fahne aus der Stadt ins amerikanische Lager gesandt, der das Verlangen vortrug: „daß man den Familien und wehrlosen Bewohnern Zeit lassen möge, sich aus Veracruz zu entfernen." General Scott ließ sich jedoch durch diesen Kniff nicht fangen und gab seinen abschlägigen Bescheid dahin ab: „daß die Familien vorher Zeit genug zu ihrer Entfernung gehabt hätten."

In der nun folgenden Nacht wurde der Gouverneur Morales von den hart bedrängten Einwohnern dringend angegangen, die Stadt zu übergeben; allein er blieb unerbittlich und wollte auf ihre Vorstellungen nicht hören. Er erklärte, daß er nicht übergeben werde, so lange noch Ein Mann lebe und Ein Stein auf dem andern liege. Die Nationalgarden hielten deßhalb eine Versammlung, setzten den General Morales ab und ernannten General Landero an seine Stelle.

Die amerikanischen Batterien feuerten mit verstärktem Nachdruck die ganze Nacht bis 9 Uhr Morgens, als ein Parlamentär mit einer weißen Fahne erschien und dem General Scott das Anerbieten der Mexikaner überbrachte, wegen der Uebergabe zu unter-

handeln. Auf beiden Seiten wurden Commissäre ernannt, die sich im Kalkofen versammelten und den ganzen Tag über Sitzung hielten. Doch da man über die Bedingungen der Uebergabe nicht einig werden konnte, erfolgte am Abend die Verlängerung mit dem Bedeuten an die Mexikaner, daß ihnen bis Morgens 6 Uhr Zeit gegeben sei, die gestellten Bedingungen anzunehmen oder zu verwerfen, und da am Morgen des 27. März keine Anzeige wegen Annahme der gestellten Bedingungen von den Mexikanern geschah, wurde das Feuern gegen die Stadt um 9 Uhr von neuem eröffnet. Gleich darauf ersuchte der Feind jedoch um eine abermalige Zusammenkunft der Commissäre, welche bewilligt wurde.

Alle Zurüstungen zu einem Sturme wurden gleichzeitig getroffen im Falle sich die Unterhandlungen wieder zerschlagen sollten. Endlich kam folgende Capitulation zu Stande: „Die Mexikaner haben die Stadt Veracruz und das Castell San Juan, nebst den Waffen und Kriegsvorräthen bis zum folgenden Tage 9 Uhr zu überliefern. Officiere dürfen ihre Seitengewehre behalten. Alle mexikanischen Truppen ergeben sich als Kriegsgefangene, erhalten jedoch auf Parole Erlaubniß sich ins Innere des Landes zu verfügen und General Scott liefert ihnen auf vier Tage Rationen."

Am 28. März um 9 Uhr Vormittags stellten sich die Brigaden der Generale Worth und Pillow einander gegenüber auf; die mexikanischen Truppen, 6000 Mann stark, rückten aus der Stadt, marschirten hindurch und legten Bataillonsweise ihre Waffen ab, worauf man sie ungehindert ins Innere des Landes abziehen ließ. Gegen 2 Uhr rückten die amerikanischen Truppen in Veracruz ein und das Sternenbanner wehte von den Wällen der eroberten Stadt. Die Verheerung war schrecklich; selbst die festesten Gebäude waren schwer beschädigt, die Straßen aufgerissen und Meubeln und Betten darauf überall herumgestreut. Kanonenkugeln und Bomben hatten keinen Theil der Stadt verschont. In einem Theile derselben, wo eine mexikanische Batterie höchst brav gekämpft hatte, lagen die Häuser alle in Ruinen und wegen des dort sich verbreitenden furchtbaren Gestankes vermuthete man viele verschüttete Weiber und Kinder darunter, die erschlagen wurden. Das Feuer dieser Batterien war ganz außerordentlich; ihre Kugeln und Bomben schlugen fast mit der Genauigkeit von Büchsenschüssen in die Schanzen, worin die Seeleute und Officiere der amerikanischen Marine fochten, daher wurde dieser Punkt auch die Zielscheibe der amerikanischen Belagerungsgeschütze. Gleich anfänglich wurde bei der mexikanischen Batterie die Flaggenstange weggeschossen. Ein mexikanischer Officier riß die Flagge von der zersplitterten Stange, sprang auf das Parapet und hielt sie mit seinen Händen empor, bis er niedergeschossen wurde, und dieß wiederholte sich dreimal.

Doch auch der Verlust auf amerikanischer Seite war nicht unbeträchtlich, namentlich durch die auf der See fortwährend wüthenden Nordstürme. Während der sechzehn Tage, die zwischen der Landung der amerikanischen Truppen und der Capitulation von Veracruz verflossen, gingen folgende Schiffe bei Sacrificios verloren: Die Barke Mopang, die Briggs Will und Othello, die Schooners Sea Louisa, Eleonora, Sea Nymph, Monitor, Blanch, Harriet Smith, Ellen, Corrine, F. H. Walker, Pacific und Volasco.

Das berühmte Castell San Juan de Ulloa, das Veracruz schützt, wurde nicht beschädigt. Dieses ungeheure Festungswerk, das eilf Acker Grund bedeckt, war mit Schießbedarf wohl versehen. Man fand bei der Uebergabe mehr als 1000 dreizehnzöllige Bomben (die amerikanischen Soldaten nannten sie Speisekessel) und 200 der besten Geschütze jeden Kalibers auf Erden vor. Die Stärke dieses berühmten Castells ist nicht übertrieben worden. Ganz richtig bemerkte ein Officier der brittischen Flotte als Antwort auf eine Frage des Commodore Perry: „ob er glaube, daß das Castell von einem Marinegeschwader genommen werden könne?« — „Mit einem Tausend amerikanischer oder brit-

tischer Seeleute bemannt, kann es alle Marinen der Erde in Atome zerschmettern, ehe man nur einen Eindruck auf seine Wälle machen würde."

Veracruz hätte nach der Uebergabe des Castells auch nicht eine Stunde lang gehalten werden können. Bei Besitznahme dieser Festung kamen viele werthvolle amerikanische Dokumente, die auf die Absichten der Regierung ein klares Licht warfen, und auch geschichtliche Nachweisungen über das Castell selbst in amerikanische Hände.

Das ohne Zweifel berühmteste Castell San Juan de Ulloa wurde im Jahre 1582 auf einer Untiefe oder Bank vor der Stadt Veracruz im Bau begonnen. Es liegt 1062 castilianische Varas oder Yards von der Stadt entfernt und ist gänzlich von Wasser umringt. Der Mittelpunkt des Raumes, den dieses Fort einnimmt, ist ein kleines Eiland, auf dem Juan de Grijalvo ein Jahr vor dem Eintreffen des bekannten Cortez auf dem amerikanischen Continente landete. Das Eiland erhielt damals zufällig den Namen, den es noch bis auf den heutigen Tag trägt. Es scheint, als habe sich darauf ein Altar oder Tempel befunden, in welchen den heidnischen Göttern Menschenopfer dargebracht wurden. Die eintreffenden Spanier erfuhren, daß diese Opfer auf Befehl der Könige von Alkolhua (einer der Provinzen des mexikanischen Reiches) geschehen. Sie verstümmelten oder verkürzten diesen Namen in das Wort Ulloa, das sie dem Eilande beilegten. 61 Jahre nach der Erbauung Mexikos wurde der Bau des Forts begonnen, und obgleich es nicht allein zur Vertheidigung von Veracruz, sondern auch nöthigenfalls zum Angriff auf dasselbe berechnet war, so plünderten doch die Piraten unter dem berühmten Freibeuter Lorenzello im Jahr 1683 die Stadt.

Die Erbauungskosten des Castells sind von verschiedenen Schriftstellern auf die Summe von 40 Millionen Dollars veranschlagt worden und man wird dieß als keine Uebertreibung betrachten, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, unter denen einige der Materialien, mit denen es errichtet ist, herbeigeschafft werden mußten, so wie den Umstand, daß ein großer Theil des Forts auf einem Grunde steht, den man erst ins Meer, dessen Wogen die Wälle nun schon über zwei Jahrhunderte widerstanden, zu legen hatte.

Nach einem am 17. Jänner 1775 eingereichten Berichte war es die Ansicht eines eingesetzten Kriegsrathes, den die ausgezeichnetsten Officiere bildeten, daß dieses Fort, sobald alle seine Vertheidigungswerke vollendet wären, zum effectiven Dienst eine Garnison von 1700 Infanteristen, 300 Artilleristen, 228 Matrosen und 100 Supernumeräre erfordern würde.

Das äußere Polygon, welches seine Fronte gegen Veracruz kehrt, hat eine Länge von 300 Yards, während jenes, welches die nördliche Einfahrt vertheidigt, wenigstens 200 Yards lang ist. Außerdem wurde eine niedrige Batterie angebracht, gelegen in der Bastion Sanjago, welche das Feuer über die Einfahrt verdoppelt. Die südliche Einfahrt wird ebenfalls von der Batterie San Miguel beherrscht.

Das ganze Fort ist aus Madre pora astrea (einer Sorte weicher Korallen, welche sich auf den benachbarten Inseln reichlich vorfinden) erbaut. Die Wälle haben vier bis fünf Yards Dicke und sind nach Außen mit einem festen Gestein gefüttert. Das Castell hat reichlichen Wasservorrath und besitzt sieben Cisternen, welche folgende Quantitäten enthalten: eine 24,948 Kubikfuß, die zweite 17,884, die dritte 1900, die vierte 6000, die fünfte 16,685, die sechste 4500 und die siebente 4752, zusammen 93,767 Kubikfuß Trinkwasser.

Vor mehreren Jahren wurde das Castell von den Franzosen genommen. Der Bericht des französischen Ingenieurs zeigte selbst an, daß es nicht durch strategische Künste, sondern durch einen Zufall fiel. Die Franzosen hatten drei Fregatten und eine Corvette, zusammen mit 184 Kanonen, sämmtlich 32 Pfünder, dann zwei Bombenschiffe,

jedes mit zwei Mörsern. Während des Kampfes bedienten die Mexikaner nur 19 Kanonen, die sämmtlich nicht volle 16 Pfünder waren. Die Franzosen feuerten mit ihrer überlegenen Macht sechs Stunden lang ohne Unterbrechung und warfen über 121 Tonnen Bomben und Paixhankugeln ins Castell. Der einzige dadurch angerichtete Schaden war das Auffliegen der mexikanischen Pulvermagazine, die sich in keinen bombenfesten Gewölben befinden.

Gegenwärtig befindet sich das Castell in einem ganz andern Zustande. Es hat sechs Pulvermagazine unter bombenfesten Gewölben und Munition und Vorräthe für eine längere Belagerung. Seit der französischen Bestürmung sind neue Wasserbatterien mit 50 Kanonen vom schwersten Kaliber errichtet worden, und im Castell selbst befinden sich jetzt 200 Kanonen, meist 32- und 12 Pfünder, unter ihnen einige, die 64pfündige Paixhankugeln werfen und eine die 100 Pfund schießt. Man rechnet, daß eine auf den Wällen befindliche Kanone so viel auszurichten vermag, als zehn auf dem Wasser schwimmende von gleichem Kaliber. Wären zur Zeit der Franzosen die Pulvermagazine so wie jetzt gedeckt gewesen und nicht zufällig in die Luft gesprengt worden, so hätten die Franzosen ihre Kugeln eben sowohl ins Wasser als gegen das Castell richten können, so wenig Schaden richteten sie schon damals an.

Die Heroine von Texas.

Geschichtliche Skizze.

In allen neuen Ansiedlungen gehen zahllose herzerschütternde Vorfälle und gefährliche Szenen des Pionierlebens aus Mangel an einem Geschichtschreiber verloren. Diese Bemerkung paßt besonders auf Nord-Amerika, wie beispiellos reich es auch immer an anekdotenartigen Ereignissen und originellen Typen ungewöhnlicher Charaktere ist. Aber die meisten derselben sind untergegangen — auf ewig aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden, wie die Formen ihrer unerschrockenen Helden aus dem sichtbaren Kreise der belebten Natur; denn es gab keinen Herodot der hesperischen Hügel, um sie im Sternenkleide der Fabel aufzuführen, — keinen westlichen Homer, um sie im volltönigen Epos zu besingen, — keine Waldliteratur, um sie leuchtend für die Ewigkeit zu bewahren. Und so wenig ist jetzt noch von jener kühnen, rauhen Stimme übrig, die mit dem Schalle der Aexte, dem Krachen der Büchsen und dem Tumulte des Schlachtgeschreis das marmorne Schweigen unendlicher Einöden brach, daß es nur noch einige einsame Echos, unsicher wie Träume, fern wie die Musik der Schwäne am Himmel, im zweifelhaften Hauche der Tradition zwischen dem Zwielichtschatten weit entlegener Wälder schwankend gibt. Und auch diese werden bald vergessen sein. Sie bewegen sich von Jahr zu Jahr in kreisartigen, abnehmenden Wirbeln, bewegen einen immer kleineren Luftraum und schmelzen in leisere Wisper zusammen, bis das ewige Lethe Schweigen — der gierige Dämongeier, welcher an der Glorie der Vergangenheit nagt — sie alle verschlingen wird, um nie mehr erneuert zu werden. Aber haben jene verwegenen Thatenmenschen und unerschütterlichen Dulder kein besseres Los aus den Händen der jetzigen Generation verdient, als Ueberantwortung in das Grab der Vergessenheit? Jedes reißende Thier, das die Herkulesse der amerikanischen Ansiedlungen erschlugen — jeder Wilde, den sie vernichteten, war ein Sieg für die jetzige Generation. Avant couriers und „verlorne Posten" des menschlichen Fortschritts, waren die Herkulesse, die Pfadbrecher, in die unbekannte Wildniß. Hätten ihre niedrigen Logcabins nicht unter dem Schatten deckender Bäume gestanden, so würden die Thürme der jetzt gewaltigen Städte nie in den Strahlen der Sonne glänzen! Hätten sich ihre langsamen Wagen nicht durch Flüsse ohne Brücken und über Gebirge ohne Weg gerungen, so würden die jetzt fliegenden Karrenzüge nie von jenen Eisenrossen gezogen werden, deren Seelen Feuer sind und die auf ihrer Bahn den Wind überflügeln.

Der eigenthümliche Charakter jener Grenzbewohner sollte genügen, sie und ihre Thaten aus dem schwarzwirbelnden Schlunde der Alles verschlingenden Jahre zu retten. Es ist wahr, sie waren rauh an Sitten und rauh an Worten, aber ihre Thaten waren die von Heroen und Halbgöttern. Solche Thaten würden ihren Vollbringer in einem romantischeren Zeitalter und unter einer phantasiereichen Nation eine Nische in den Pantheons sowohl der Geschichte als des Drama's erworben haben; denn in eine durchaus neue Lage gestellt, mit Umgebungen, die in physischer, socialer und moralischer Hin-

sicht ganz verschieden von allen denen waren, welche sich jemals in der Sphäre wirklicher Erfahrungen darboten, entwickelten sie ein neues Gepräge des menschlichen Seins mit Eigenthümlichkeiten, die für den politischen und psychologischen Forscher von außerordentlichem Interesse sein mußten. Jede eigenthümliche Form der Umstände schafft nothwendiger Weise ein eigenthümliches Modell, und folglich hat das Leben in den Hinterwäldern eine sociale Klasse von Menschen geliefert, wie sie die Welt nie vorher sah und vielleicht nie wieder sehen wird. Alles dieß bezieht sich nicht bloß auf das stärkere Geschlecht; es gab eben sowohl westliche Dianas wie Orions — Weiber mit Nerven von Stahl, wie Männer mit Muskeln von Eisen.

Der Zweck der folgenden Erzählung soll diese Tatsachen illustriren. Die einzelnen Vorfälle sind sämmtlich wahr und streng historisch begründet und ich beziehe mich deßhalb auf das historische Werk der Mstrs. Holley über Texas. Ehe ich die Skizze beginne, erlaube man mir noch die Bemerkung, daß es sehr schwierig ist, solche Scenen und Personen zu malen, wie sie hier vorgeführt werden, da sie schon oft als gemein und lächerlich dargestellt worden sind. „Was!" ruft der fashionable Vergötterer Sue's oder Bewunderer Bulwer's, „will man uns wirklich im Ernste überreden, daß es etwas wie Romantik in den Hinterwäldern, oder Liebe in den Herzen jener Bestien unter dem Jagdhemde gibt?"

Aber es gibt einen andern Glauben, den man am leichtesten in dem Schatten jener wilden Waldungen lernt, deren Erwähnung zuweilen schon die Spottsucht erregt. Dieser Glaube ist, daß das poetische Gefühl in der Brust der Menschheit keinen Klassenunterschied kennt, sondern allgemein ist wie Sonnenschein, wie der Azur im blauen Auge des Himmels. Es kann düster, umnebelt, seines äußern Glanzes beraubt werden, oder das Concrete in niedrigeren Formen geben, oder die Kunst der ausdruckvollsten Sprache verlieren, um kein äußerliches Zeichen mehr an sich zu tragen; aber das göttliche Colorit ist, obgleich verborgen, immer da, wo eine Seele in dem Tempel des organisirten Körpers lebt, der das höchste Bild des Schönheitsideals ist, welches die Gottheit jemals schuf. Der Jäger fühlt das geheime Feuer, wenn er sein Gesicht zu den Sternen erhebt — der Ackersmann, wenn er ausruft: „seht den Regenbogen!" und selbst der Säugling, wenn er seine kleinen Hände ausstreckt, um den Mond zu greifen. Es ist deßhalb keine ausschweifende Dichtung, wenn man von feinen Gefühlen in den Wäldern, von reiner und heiliger Liebe unter dem niedrigen Dache der Hütte spricht.

I.

Jener Theil des ungeheuren Flächenmaßes von Texas, welcher unmittelbar westlich vom schönen Brazos liegt, ist zum größten Theil das, was die Landesbewohner „eine vollendete todte Fläche" nennen. Diese Fläche ist wirklich so eben, daß man mehrere Tage lang reisen kann, ohne eine merkliche Erhöhung zu finden, ausgenommen dann und wann einen kleinen kegelartigen Hügel, der sich wie ein niedriges Grab erhebt, um die abspannende träumerische Monotonie der gränzenlosen Prairie zu unterbrechen, die ganz unerträglich sein würde, wenn sie nicht ihren reichen Emerald-Teppich unterbräche, der über und über mit Blumen und Crimson und Gold besäet ist. Aber selbst dieses bezaubernde grünende und blühende Kleid verfehlt zuletzt nicht das Auge zu ermüden, und es sehnt sich nach dem Anblicke blauer Berggipfel oder niedriger Hügelketten, hie und da mit Gesteinen geziert, um die Eintönigkeit des lästigen Grüns und den sonnigen Schimmer der prächtigen Blumen zu mildern! Der Reisende kann über der unendlichen Fläche nach jeder Richtung Hunderte von Meilen zurücklegen, ohne irgend eine wahrnehmbare Aenderung der Scenerie zu finden, ausgenommen in einem einzigen Falle.

Nahe der Straße, die von San Felipe nach Brazoria führt, ungefähr in der Mitte

zwischen beiden Orten, sieht man eine der sonderbarsten Erhöhungen, welche die Geographie der Erde kennt. Es ist nicht ein Hügel, sondern eine vereinigte Gruppe von kleinen runden Hügeln, die eine Leagur oder mehr Raum einnehmen und sich allmählig in gefälligen Schwellungen vom Perimeter der Basis bis zum Apex des Centrums, das eine Höhe von hundert Fuß erreicht, erheben. Eine so unbedeutende Erhebung würde in einer Gebirgsregion nicht beachtet werden, aber hier vergrößert sie sich so sehr durch die trügerische Kraft des Kontrastes, daß sie im Vergleich zu der unermeßlichen einsamen Fläche um sie her als eine gewaltige massive Alpe erscheint, die sich auf eine Entfernung von 30 Meilen deutlich erkennen läßt. Keine Sprache kann einen entsprechenden Begriff von ihrem Anblicke geben, wenn man sich ihr von der offenen Prairie nähert. Mehr als irgend etwas Anderes in der Natur erinnert sie an die hohe, wogende Schwellung des Oceans am Tage nach einem Sturme, wenn die Wogen in unserer Nähe kürzer erscheinen und die entfernteren an Größe wachsen, bis zuletzt weit ab eine der größten ihre weiße Schaumkappe in den Himmel zu spritzen scheint.

Aber der geologische Charakter dieser Erhöhung ist noch viel merkwürdiger als selbst ihre äußern Umrisse. Sie ist aus Kreide, Kalkstein, Gyps, großen Lagern von Muscheln, Austernschalen und andern Meersubstanzen gebildet und zeigt mit ihrem knochigen Finger organischer Ueberreste auf die Aera einer frühern Welt zurück, wo diese pyramidenartigen Ablagerungen in dem Busen eines entschwundenen Meeres ruhten, das damals den Donner seiner Brandung über ein chaotisches Kontinent rollte.

Zur Zeit der ersten Ansiedlung von Texas beherbergte dieser romantische „Mound“, sogenannt von den Bewohnern des Landes, in seinem Umkreise zwei Familien, von deren Geschichte und Charakter man sagen kann, daß er kaum weniger ungewöhnlich als die Stelle war, welche sie sich zur Niederlassung auserwählt hatten.

Polly Dust, deren kleines Logcabin von 20 Quadratfuß den Gipfel des mittelsten Kegels der wogenartigen Hügel krönte, war die Enkelin des berühmten Daniel Berone, des Patriarchen-Pionirs von Kentucky. Sie hatte seine leidenschaftliche Liebe zu den Wäldern, seinen unüberwindlichen Hang zum Herumschwärmen und andere Eigenthümlichkeiten, von denen wir später sprechen werden, geerbt. Schon verschiedenemale zur Witwe geworden, war es ihr gelungen eine Familie zu sammeln die, wenn in nichts Anderen, doch ansehnlich an Zahl war, und aus zehn Söhnen und zwei Sprößlingen des Enkelgeschlechtes bestand. Dieses bedeutende Kunststück war ihr auf zahlreichen Wanderungen gelungen, ehe sie noch das Alter von vierzig Jahren erreichte. Sie war, was man passend einen „perpetuellen Emigranten“ oder „Umzügler von Profession“ nennen könnte, da sie für den Zeitraum einer Woche, eines Monats oder eines Jahres, länger oder kürzer, wie es ihr gefiel, in jeder Region westlich von den Alleghanies gewohnt hatte. Von ihr war der Staub in Michigan, Illinois, Missouri, Arkansas, Mississippi, Louisiana aufgerührt worden, und endlich brach sie auch in ihrer gewöhnlichen Weise nach der großen Wildniß von Texas auf. Aber was als der sonderbarste Umstand von Allen nicht vergessen werden darf war, daß ihre vielfältigen Pilgerfahrten nach dem unentdeckten Eden, welches in den Träumen der Emigranten spuckt, keine Spur der Abnutzung und Verbrauchung weder in dem Aussehen ihrer Person, noch in dem Zustande ihrer Finanzen zurückgelassen hatte.

Ihr physischer Organismus schien ausschließlich zu dem doppelten Zwecke erfunden worden zu sein, den Angriffen der Zeit, der Krankheiten und der Elemente zu widerstehen und das den menschlichen Muskeln größtmöglichste Maß von Arbeit zu ertragen. Sie war sechs Fuß hoch — und wir bedauern die wohltönende Prase „in ihrem Strumpffuße“ nicht beifügen zu können, denn die hesperische Amazone trug nie einen so verweichlichenden Artikel. Breit, knochig, über und über stark in symmetrischem Ver-

hältniß, hatte sie kohlschwarze Haare, die sich vielleicht deßhalb ringelten, weil sie nie gekämmt wurden, — ein fettes, rothes Gesicht mit außerordentlich hervorragenden Augenbraunen, — eine lange römische Nase und Augen tief und dunkel wie die Nacht, eben so groß als glänzend. In manchem Kampf mit Menschen und mit der Natur hatte sie durch praktische Beweise dargethan, daß sie nur Wenige vom andern Geschlechte und Keine von ihrem eigenen in jenen Uebungen übertreffen konnten, welche der Dichter Beatti „Thaten der Stärke, Gewandtheit und Schnelligkeit" nennt. Sie war eine vortreffliche Schützin mit der Pistole wie mit der Büchse, was die Geister von ganzen Legionen Rehen und Hekatomben von schwarzen Bären und Büffeln bezeugen konnten. Was ihre geistigen Errungenschaften anbetraf, so mochten sie die Musterung nicht gut passiren. Sie hielt alle Buchgelehrsamkeit in der souveränsten Verachtung, und wie einst Coleridge feierlich Gott dankte, „daß er kein Wort von jenem schrecklichen Jargon der französischen Sprache verstehe", so rühmte sich oft Mistreß Dust, „daß sie das A nicht vom Z unterscheiden könne." Ihre Seele stand jedoch etwas höher in der Region der Gefühle als in jener der erworbenen Kenntnisse. Ein Löwenherz schlug unter diesem rauhen weiblichen Busen und dort auch, wenn man tief genug blicken konnte hinter die grobe Kruste der Gewohnheit und des unkultivirten Benehmens, ließ sich eine Quelle des reinsten Gefühls entdecken. Ihr Edelsinn glich ihrem Muthe und ihre Liebe zu ihren Kindern übertraf beide diese Eigenschaften an Stärke; ihr ganzes Wesen war ein sonderbares Gemisch von wilder kunstloser Poesie, die dem prächtigen rothen Schimmer des Sonnenunterganges glich, wenn er durch den verschlungenen Blätterschmuck ihrer geliebten texanischen Wälder drang.

Das Verzeichniß ihres Eigenthums wird weniger Zeit und Raum kosten als das ihrer Person. Es bestand aus einem alten Frachtwagen mit seinem unzertrennlichen Gespann von acht Ochsen, einigen hundert Stück Vieh aller Art, ungefähr fünfzig Pferden von jedem Alter und einem halben Dutzend Gewehren, Flinten, Büchsen und doppelt so viel Pistolen.

Mistreß Fanny Moore, die einzige Nachbarin der Mistreß Dust auf dem „Mound," war in mancher Hinsicht ein ähnliches, in anderen ein sehr verschiedenes Weib. Sie war viel von einem „Herumzügler" gewesen, hatte ein volles Dutzend Umzüge ausgeführt — stets der Civilisation voraus und immer tiefer in die Wildniß. Aber ihr häufiger Wohnungswechsel entsprang einem klügern, wenn nicht lobenswerthern Beweggrunde, als der war, welcher den Wandersinn ihrer Nachbarin leitete. Letztere liebte das Herumziehen an sich als einen Zweck, Genuß, nicht als ein Mittel des kalten, berechnenden Gewinns. Daß dieß aber nicht bei Fanny Moore der Fall war, werden einige Auszüge aus ihrer sonderbaren Lebensgeschichte bezeugen.

Als ein Mädchen von fünfzehn Jahren, eine freundlose Waise, heirathete sie einen Mann, der zwar doppelt so alt, aber eben so arm war als sie selbst. Ihr ganzer Reichthum bestand aus einer Kuh, einem alten Federbette, einer rostigen Bratpfanne, einigen zerbrochenen Theetassen, ditto Messern und Gabeln mit Hornschalen, zwei großen Blechschüsseln und einer hölzernen Bowle von indianischer Manufaktur, dieß war das von der Mutter ihr hinterlassene Erbe, nichts mehr. Ihres Mannes Reichthum konnte sich füglich dem von seiner Frau in den Ehestand gebrachten Theile an die Seite stellen. Ein schwarzes, kurzgeschwänztes Pony, ein großer Wolfshund und eine lange schwere Büchse machte die Totalsumme seines Besitzthums aus. In so weit mochte der Heirathskontrakt billig erscheinen, ohne ausschweifendes Uebergewicht auf einer der beiden Seiten. Fanny war ein hübsches, rothwangiges, rosenlippiges, gesundes Mädchen mit blauen Augen, goldenen Locken und munterem Lachen, von zarten Formen, aber haltbarer Elasticität und einer Constitution der hartnäckigsten Lebenskraft. Ihr Aus-

erwählter im Gegentheil war ein blasser, magerer, hungrig aussehender Hypochonder, aus dessen Gesichtsschneidereien allein schon vermuthet werden durfte, daß er Arbeit für eine unverzeihliche Sünde halte, wenn er sich zuweilen gezwungen sah, von seinen Gliedern einen nützlichen Gebrauch zu machen. Es ist wahr, die Bitten und das Beispiel seiner jungen Frau spornten ihn eine Weile zu gerade hinreichenden Anstrengungen an, d. h. zur Rehjagd, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Damals lebte das Paar im westlichen Missouri. Fanny „klärte" und baute an mit ihren eigenen zarten weißen Händen ein kleines Feld, und betrieb ihre häusliche Oekonomie so umsichtig, daß sie, ungeachtet der Faulheit Tom's, allmälig etwas zu erübrigen begann. Doch im sechsten Jahre ihres Ehestandes fiel ein Ereigniß vor, das diesen gedeihlichen Lauf der Dinge änderte und ihre Hoffnungen an den Rand des Verderbens brachten.

Ein „großes Revival" unter Leitung der „Cumberland-Presbyterianer" brauste wie ein Hurrikan durch den Westen. Missouri wurde der Mittelpunkt des Sturms und Tom Moore war einer der Ersten, den dieser Wirbel der Aufregung verschlang. Vielleicht war die Logik, der er gehorsamte, folgende: da ich untauglich bin die Erde zu bewohnen, so bin ich jedenfalls ein passendes Subjekt zur Auswanderung in den Himmel! Sei dem jedoch wie ihm wolle, er stürzte sich kopfüber in den orkanartigen Aufruhr, weinte, betete, schrie, und nahm zuletzt, um der Sache die Krone aufzusetzen, die „Jerks", wie man es allgemein nannte. Das Jerk-Exercitium geschah in folgender Art: Das spirituelle Subjekt krümmte und knäulte sich in konvulsivischen, schnellen Bewegungen, das Gesicht war entsetzlich verzerrt, und dann folgten plötzlich die heftigsten Reckungen und Ausstoßungen aller disponiblen Glieder; Hände, Kopf, Arme, Ferse u. s. w. flogen rückwärts und vorwärts, als würden sie im Schwunge gestoßen, nur mit gefährlicherer Schnelligkeit, bis der religiöse Patient aus reiner Erschöpfung wie todt oder in bedenklicher Ohnmacht zusammenfiel. Tom Moore, der stets eine eingefleischte Abneigung gegen jede andere denkliche Art der Lokomotion gehegt hatte, fühlte auf einmal eine befremdende Leidenschaft für diese und zog sich die tägliche Gewohnheit des Jerkens zu, die ihm nun auch für den Rest seines Lebens anklebte. Die Sache würde nicht viel auf sich gehabt haben, wenn ihm nicht zu gleicher Zeit eine phantastische Idee durch den Kopf gefahren wäre. Eines Sonntags sprach der „Circuitricter" über die Stelle der Schrift: „Kümmere Dich nicht um den morgigen Tag ꝛc." Tom schlang den Text hinunter, verwarf aber den Commentar und gerieth buchstäblich auf den wohlerwogenen Schluß, daß es sündhaft sei, für die Bedürfnisse des gottlosen Leibes zu sorgen und nahm sichs nun vor, sich streng darnach zu richten.

Vergebens debattirte sein fleißiges Weib über die theologische Frage mit ihrem halsstarrigen begeisterten Manne. Ihre Thränen, Argumente und Einwendungen endeten sämmtlich jedesmal in seinem gewöhnlichen Jerk-Anfalle; was aber andere Sorten von Uebungen betraf, so kümmerte er sich gar nicht darum.

Fanny's Fall war jetzt im höchsten Grade kritisch; denn sonderbar genug hing sie noch immer an ihrem Manne mit einer Liebe, die trotz jedes denkbaren Dämpfers in ihrem zärtlichen Herzen bis zum Tode glühend fortbrannte. Sie konnte sich deßhalb nicht entschließen, ihn zu verlassen. Außerdem hatte sie bereits fünf Kinder und es war absolut unmöglich, eine solche Familie von dem Ertrage ihrer winzigen Farm zu ernähren. In dieser Noth entwickelte das schwache Weib plötzlich eine Energie und Unüberwindlichkeit des edlen Zweckes, welchen die Annalen der Welt nicht übertreffen können. Mit unermüdlicher Geduld lernte und übte sie sich im Schießen, bis ihr in ganz Missouri kein Schütze mehr gleich kam; dann ging sie als einsame Jägerin in den Wald und versah bald ihren Gatten und ihre Kleinen mit einem Ueberflusse von schmackhaftem Fleisch.

Von ihrem Gemahle, „dem Jerker" ist nicht berichtet worden, ob er irgend eine Abneigung gegen die Wildbretmahle gehabt habe, für deren Herbeischaffung seine „bessere Hälfte" so viele Mühe und Arbeit verwendete, wie sehr er auch für sich selbst der Anschaffung solcher weltlichen Mittel entgegen war, da sie eine „Sorge für den morgigen Tag" nöthig machten.

Die wilde Region Missouri's wurde endlich besiedelt. Sonnige Felder, auf denen goldenes Getreide wogte, standen an der Stelle der alten grünen Wälder, die dem zahlreichen Wilde Schutz und Nahrung geliefert hatten. Die Büffel flohen weiter fort, tiefer in die großen Prairien hinein und näher zu den Felsengebirgen. Die Mondstrahlen fielen breit und hell auf die offenen „Bottoms", in denen die braunen Bären zwischen dem moosichten Röhricht zu lagern pflegten. Das rothe Reh war verscheucht von dem scharfen Schalle der Aexte Collin's. Es wurde nothwendig daß Fanny aufpackte. Sie verkaufte ihr kleines „Improvement" an den Ufern des silbernen Osage für einen Karren, ein Joch Ochsen und einen kleinen Betrag baren Geldes, belud das Fuhrwerk mit ihren sechs Kindern und ihrem „Jerker" — dem religiösen Tom — und brach nach Arkansas auf. In diesem neuen Lande — damals Territorium — suchte sie sich einen Platz fünfzig Meilen von jeder Ansiedlung entfernt aus. Hier schwärmten noch die wilden Thiere im größten Ueberflusse herum und ihr rauh gezimmerter Tisch knarrte unter den Haufen saftiger Speisen. Nur ein Gedanke der düstersten Art störte den stillen Gang ihrer heitern Betrachtungen. Ihre Kinder wuchsen auf mit der Schnelligkeit der Kornhalme, durchaus ohne Erziehung und ohne die Aussicht je eine zu erhalten. Der Gedanke folterte sie Tag und Nacht. Als Kind hatte sie in einer „alten Feldschule" buchstabiren gelernt; aber ihr Gedächtniß war sich schon längst nicht mehr des Unterschiedes der Buchstaben bewußt. Oft beklagte sie bitter ihre einstige Unvorsichtigkeit in der Schule und pflegte, wenn sie Abends von der mühsamen Jagd zurückkehrte und ihre Kinder zärtlich küßte, auszurufen: „Wenn ich nur lesen gelernt hätte, dann könnte ich euch jetzt unterrichten, meine Lieben!" Und ihre Thränen fielen wie Regen nieder.

Endlich fiel ihr ein Gedanke ein, den sie sogleich in einen feststehenden Plan umwandelte. Wir geben diese wahrhafte Thatsache mit ihren eigenen einfachen kunstlosen Worten:

„Ich weinte deßhalb jeden Abend, ehe ich einschlief, und dann pflegte ich immer davon zu träumen; denn es war wirklich traurig daran zu denken. Ich wußte, daß wir nach einiger Zeit durch harte Arbeit gut genug sein würden, um in die Niederlassung zu ziehen, wo anständige Leute wohnen, und dann dachte ich, wie empörend es für meine Kleinen sein würde, nicht mehr zu wissen, als wilde Indianer. Die Jungen wurden mehr als halb so hoch, wie ihr Vater, und Peggy's hübscher Kopf reichte mir sogar bis an die Schultern. Es war genug um eine liebende Mutter weinen zu machen. Ich pflegte damals jede zwei oder drei Monate nach Little Rock zu gehen, um einen Pack Pelze abzusetzen und Salz und andere Dinge einzukaufen, ohne die wir nicht bestehen konnten. Einmal brachte ich für das Kleinste einige Trauben Rosinen zurück. Sie waren in eine große Zeitung gewickelt, die eine Menge sonderbarer Bilder enthielt. Die armen Geschöpfe, die in ihrem ganzen Leben so etwas nicht gesehen hatten, starrten mit Verwunderung auf das Papier. Der kleine Thommy fragte mich mit funkelnden Augen. ob es kein Vogel sei. Ich suchte ihm die Sache zu erklären und sagte ihm was es wäre, — daß es eine Geschichte von der ganzen Welt enthalte, und daß, wenn die Leute es lesen lernten, sie alle Angelegenheiten wissen könnten, welche jenseits der blauen Berge und über dem breiten Strome und über dem weiten Meere vorfallen, eben so gut wie das, was sie alle Tage vor ihrer eigenen Thüre sehen.

„O, Ma! willst du uns nicht lesen lehren, damit wir etwas von unsern alten Spielkameraden in Missouri hören können?" sagte Peggy, die damals schon fast zum Weibe herangewachsen war.

„Mir war, als wollte die Bitte mir das Herz brechen. Ich dachte daran, wie faul ich als Mädchen gewesen war und der Gedanke kam wie ein scharfer, stechender Schmerz, der mir bis ins Herz drang. Dennoch thaten mir meine Thränen wohl. Thränen erleichtern stets das Herz, gemeiniglich klären sie auch den Kopf auf. Mich durchfuhr plötzlich ein Gedanke — ein großer Plan — ich möchte sagen eine heilige Absicht. Ihre Erreichung schien unmöglich, aber ich beschloß den Versuch zu wagen. Denselben Abend schaffte ich die Kinder frühzeitig ins Bett, steckte mir ein helles Licht von Fichtenästen an, nahm die Zeitung zur Hand und setzte mich hin, um zu sehen ob ich daraus etwas zusammenbuchstabiren konnte. Ich lächelte vor unaussprechlicher Freude, als ich fand, daß ich noch alle Buchstaben, ausgenommen die Hauptbuchstaben, kannte. Doch bald hatte ich Ursache wieder zu weinen; denn nach allen möglichen Versuchen bis zum Tagesanbruche blieb mir noch jede Zeile ein Räthsel. Ich konnte die Bedeutung keines einzigen Satzes finden. Gegen Sonnenaufgang kam mir ein neuer Plan in den Kopf. Ich beschloß nächstens wieder nach Little Rock zu gehen und einige Buchstabir- und Lesebücher zu kaufen, was ich später auch that. Nun begann ich auch alles Ernstes zu lernen. Eine Weile ging es sehr hart; aber ich saß spät auf, wenn Tom und die Kinder schliefen und ich nahm mein A B C Buch mit auf die Jagd. Ich konnte beim Reiten darin lernen, besonders wo die Waldungen offen waren, und ehe ich die Rennwege des Wildes erreichte, und dann wenn ich ausruhte und ein schweres Reh auf meinen Pony geladen hatte, oder wenn ich einen steilen Hügel hinauf ging. Dann zog ich es aus einer Tasche, die ich eigens zu diesem Zwecke an der Seite meines Kleides angebracht hatte und durchlief die Blätter, bis ich sie fast ganz auswendig wußte. Dann begann ich mit meinem großen Buchstabirbuche und bemächtigte mich seiner auf dieselbe Weise. Unterdeß regte sich in mir das Verlangen die Kinder zu unterrichten, aber ich fürchtete mich ihnen etwas Falsches zu lehren und wollte mich erst selbst sicher machen, weil ich dachte, daß es nichts nützen könne etwas zu wissen, wenn man es nicht recht wüßte.

Als ich so beschäftigt war, kam ein verirrter Jäger auf ein Paar Tage in unsere Cabine. Er bemerkte mein Studium und erbot sich gefällig mir zu helfen. Jetzt fand ich, daß ich wohlgethan hatte die Jungen und Peggy nicht eher zu unterrichten. Ich mußte die Aussprache sehr vieler meiner Worte anders lernen, da sie im Vergleich zur richtigen Weise schrecklich klangen. Nachdem ich Alles verbessert, kaufte ich jedem Kind ein A B C-Buch, sammelte sie Sonntag Morgens alle zusammen und sagte, daß ich ihnen lesen lernen wolle. Was für eine Freude war es sie zu sehen! Sie schienen toll vor Entzücken, denn sie erinnerten sich noch an das, was ich ihnen von der Zeitung gesagt hatte und sie pflegten mich deßhalb sehr zu quälen. Jeden Abend blieben sie bis nach 12 Uhr auf und lernten in ihren A B C- und Buchstabirbüchern, und den ganzen Sonntag über versuchten sie es fleißiger, als ich es jemals im Schulzimmer gethan hatte, bis sie beide Bücher durch waren. Aber ich war ihnen noch voraus; denn lange vorher verschaffte ich mir ein Testament und das Leben Marions und durchlas beide mehreremale. Auf diese Weise lehrte ich meinen lieben Kindern lesen, nachdem ich es mir vorher selbst angeeignet hatte."

Wegen der buchstäblichen Wahrheit dieser ungewöhnlichen Thatsache verweisen wir den Leser auf das geschichtliche Werk von M. Holley über Texas. —

Wird man den Zweifel auszusprechen erlauben, ob die Annalen der Welt aus allen Zeitaltern zu diesem fast wunderbaren Falle eine Parallele aufzuweisen haben? Die Biographien selbst gebildeter Menschen sind freilich gefüllt mit edlen Beispielen

sowohl aus dem zarteren wie aus dem stärkeren Geschlechte. Aber ging je vorher ein Mann oder ein Weib den langsamen, schmerzlichen Pfad der freiwilligen Selbstbildung zu demselben entschiedenen und feststehenden Zwecke? Andere haben mit dem schrecklichen Probleme der unterstützten geistigen Ausbildung gerungen, weil sie der Wunsch nach Gewinn oder die Hoffnung nach Ruhm beseelte; aber sie, die arme Jägerin der Hinterwälder, nur aus dem reineren, höheren, engelähnlicheren Triebe einer gränzenlos zärtlichen, heiligen Muterliebe und ausschließlich deßhalb, um sich als Lehrerin ihrer unschuldigen Kinder zu befähigen, die durch unabänderliche Verhältnisse von jedem anderen Unterrichtsmittel abgeschnitten waren. Es macht uns besser, solche Beispiele erhabener Hingebung an bewußte Pflicht zu lesen, und damit zu wissen und zu fühlen, daß, obgleich das Geschlecht der moralischen Helden beinahe oder ganz erloschen zu sein scheint, jenes der häuslichen Heldinnen nie ganz untergehen kann, so lange eine Mutter, mit einem helläugigen Säuglinge an ihre Brust gebettet, auf Erden noch übrig ist!

Doch die Fluth der Emigration fand wiederum Fanny's bescheidene Heimath in den Bergen von Arkansas aus. Ihre Wogen rollten heran und verscheuchten das schüchterne Reh und das noch werthvollere wilde Türkhuhn. Sie war deßhalb gezwungen, nochmals weiter zu ziehen, und setzte diesmal ihren Weg nach Texas, wo sie sich, wie wir oben gesehen haben, auf dem merkwürdigen „Mound" jenseits des Brazos niederließ und die Nachbarin der Mistreß Polly Dust wurde. Ihre Cabins standen eine halbe Meile von einander entfernt und beide schlossen sehr vertrauliche Freundschaft mit einander. Es muß eingestanden werden, daß dann und wann Zänkereien unter ihnen entstanden, die von zwei Ursachen herrührten: vom stürmischen und tyrannischen Charakter des weiblichen Boone und von der durch die bessere Erziehung Fanny's angeregten Eifersucht, besonders aber von den Kindern der Letzteren. Sie konnten lesen, ihre Mutter hatte ihnen selbst nach ihrer Art schreiben gelernt und die jungen Moore's waren eitel genug, ihre Geschicklichkeit und Wissenschaft zur Schau zu tragen, um über die jugendlichen Dust's zu triumphiren. Dieß weckte stets den leidenschaftlichen Zorn der Amazone, die im Gebrauche der Zunge wie der Faust gleich geschickt war. Da sie jedoch, ungeachtet des Feuerüberschusses ihrer Natur, auch viel von der Milch des menschlichen Wohlwollens besaß, und Fanny fast bis zum Fehler geduldig und vergebend war, so endeten ihre Zwiste stets schnell und jede Aussöhnung war das Siegel einer engeren Vertraulichkeit als je vorher.

II.

Die Abendsonne des Winter-Solstitiums ist im Westen kurz, aber ihre schiefen Strahlen sind nicht blaß und kalt wie in Breitengraden näher den gefrornen Zonen. Im Gegentheile spenden sie eine behagliche Wärme, verwandeln die Atmosphäre in eine angenehme, badähnliche Temperatur, die von der dörrenden Hitze des Juni und von der beißenden Strenge des Boreas December gleich entfernt ist. Der Winter war an die Ufer des schönen Brazos gekommen, nicht als ein mit einer Schnee-Lawine gekrönter König, nicht als ein Eroberer, bewaffnet mit Wolkenbatterien schweren Hagels und den blau schimmernden Reihen von Millionen Eiszapfen, schärfer als alle Speerspitzen, die jemals zur mörderischen Schlacht geschliffen wurden, — in den südlichen Prairien schlägt er seine kurze Heimath als Freund auf, fast als Liebhaber mit mildem Lächeln, sein Haupt in Immergrün hüllend und mit einem Strauße perennischer Blumen geschmückt, die süße Düfte hauchen.

In jenem rothen Abendlichte kann man einen einzelnen Reiter sehen, der auf einem alten Pferde von dem Flecken San Felipe nach Brazoria hinsprengt. Sein Benehmen gibt unverkennbare Zeichen von Ungeduld kund. Er ist den ganzen Tag hart geritten, begierig vor Einbruch der Nacht bei Mistres Dust einzutreffen, sonst muß er im Freien lie-

gen unter einem Chor Wölfe, die um sein grasiges Kissen heulen, und vielleicht schließt das Concert mit dem schrillen Schrei eines tollen Panthers, oder — was noch schlimmer wäre — mit dem Kriegsgebrüll eines Rudels Wilder. Es ist wirklich ein wildes Land; denn der Reisende hat noch keine menschliche Wohnung gesehen, oder eine Spur des Lebens, ausgenommen in der thierischen Form, seitdem er bei Tagesanbruch in San Felipe, das bereits 50 Meilen hinter ihm lag, dem General Austin die Hand schüttelte. Der General warnte ihn beim Abschiede, seine Sporen nicht zu schonen, sonst möchte ihn der Unstern treffen bei den Comanches zu schlafen, in welchem Falle er nicht frühzeitig genug aufwachen würde für die Reise des nächsten Tages; denn es ist eine wilde Zeit in den Annalen des wilden Landes — 1823, das Jahr indianischer Metzeleien.

Und doch ist dieser Reiter, ungeachtet seiner ungeduldigen Hast und häufigen vorsichtigen Blicke in jeder Richtung, wo sich in der unbegränzten Prairiefläche ein Plätzchen Gehölz zeigt, nicht der Mann, welcher unnöthige Furcht hegt, oder bei dem Herannahen einer Gefahr zittert. Nein! nie gab es ein braveres Herz, nie ein schärferes Auge oder einen festeren Arm seit Achilles Tagen, als die des jungen Will Denton, ein Cousin Hays, des unsterblichen Rangers. Der junge Mann war eben „aus den Staaten" in Austin eingetroffen, und da er dort nicht, wie er erwartete, seinen herumstreifenden Verwandten traf, so entschloß er sich den Gefahren eines Rittes nach Brazoria entgegen zu gehen, um den geliebten Gespielen seiner Knabenjahre zu sehen.

Will Denton ist jung, schlank, hübsch, reich, gebildet, ein Advokat mit versprechenden Talenten, der die höchste Gerichtsstelle seines Geburts-Countys zieren könnte. Was treibt er in der Wildniß? — —

Närrische Frage! Weiß man nicht, daß es gewisse Naturen gibt — Seelen mit Feuer geladen, die nicht ruhen können? Romantische, schnelle Bewegung ist eine nothwendige Bedingung ihrer Organisation. Ihre Gedanken beuten die Poesie des Krieges oder der Wälder, oder jene düstern Epos aus, die vom Tosen des Meeres nach Donnermelodien gesungen werden! Aus solchen Leuten können keine stätigen Handwerker oder nüchterne Kaufleute, oder pfiffige Rechtsbeistände für John Don gemacht werden. Man kann sie nicht mit den Ketten der Gewohnheit binden, oder mit den Packschnüren des alten Herkommens. Sie wollen, sie müssen draußen im Winde, oder fern auf der rollenden Woge sein — oder sterben. Sie werden Seeleute, Soldaten, Rangers, umarmen mit Bräutigamsverlangen jedes Geschäft, welches das Gehirn trunken machen, oder das brennende Blut aufregen kann. So ist Will Denton. Er wird noch etwas mehr werden, wenn das unerbittliche Geschick seinem jungen Leben erlaubt sich bis zur gehörigen Länge auszuspinnen.

Es war jedoch nicht zu verwundern, daß der Reisende, als die Sonne niedriger hinabsank am steilen Horizont des Westens, immer ungeduldiger wurde; denn selbst schon seit Mittag hatte er den „Mound", auf den er zuritt, deutlich in der Ferne erkennen können und wegen der optischen Täuschung, die sowohl auf den Prairien, wie auf großen Strömen und der Meeresfläche, wo kein Gegenstand vorhanden ist der das Gesicht befähigte verschiedene Punkte der Entfernung zu vergleichen, häufig vorkömmt, erschien ihm die magische Erhöhung sehr nahe, höchstens vier bis fünf Meilen entfernt. Aber Stunden flogen vorüber und er schien der Weite selbst nicht einmal etwas abzugewinnen, trotz der Schnelligkeit seines flüchtigen und starken Pferdes.

Endlich aber, eben als die Beherrscherin des Lichtes ihr Abschiedslächeln herabsandte, näherte sich der junge Mann dem mittelsten Kegel, nur noch ungefähr 200 Schritte von dem Logcabin der Mistr. Dust entfernt, als sich ein schrecklicher Vorfall ereignete, wie er zu jener Zeit leider nur zu häufig vorkam.

Seitdem er des rothgezimmerten Hauses ansichtig geworden war, hatte der Rei-

sende bemerkt, daß über seinem langen, hölzernen Schornsteine kein Rauch aufwirbelte, und Rauch ist das gewöhnliche Zeichen, welches in den Hinterwäldern dem verspäteten oder verirrten Wanderer das Vorhandensein menschlichen Lebens kundgibt, — das süßeste aller erdenklichen Zeichen.

„Was kann das bedeuten?" fragte er sich selbst. „Sie können nicht vom Hause abwesend sein, da sie nirgend wohin gehen könnten." Doch sogleich setzte er hinzu: „Aber es ist keineswegs auffallend. Die Diana, von der General Austin eine so pathetische Schilderung entwarf, ist vielleicht auf der Jagd und die Kinder brauchten in so goldenem Wetter, wie dieses, kein Feuer."

Plötzlich sah er ein Weib auf einem ihm gegenüber liegenden Pfade, der jedoch zu demselben Punkte — dem Logcabin auf dem Gipfel der Höhe — führte, den Hügel hinaufreiten. Sie schien von riesenhaftem Körperbau, ein gewaltiges Gewehr hing über ihre linke Schulter und ein ungeheures Stück Wildbret war hinter ihr an dem spanischen Sattel befestigt. Sie schien in großer Eile zu sein; denn sie trieb ihren Mustang die steile Anhöhe in vollem Galopp hinauf und stieß mehreremale einen lauten Schrei der Furcht oder Wuth aus, — wie man vermuthen durfte, mehr um ihr Pferd aufzumuntern, als um eine unaussprechliche Aufregung auszudrücken.

Eine so sonderbare Erscheinung veranlaßte in Denton's Gemüthe sehr große Neugierde, verbunden mit tief gefühltem Interesse. Er spornte sein abgetriebenes Pferd heftig an, sprengte mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts und erreichte das Haus bloß einen Augenblick später als die Jägerin. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen. Im freien Hofe, nicht zwei Fuß von der Thür, lag ein Säugling, dem Anscheine nach, ungefähr sechs Wochen alt. Man hätte vermuthen können, daß er in einem ruhigen süßen Schlummer liege, wenn seine Züge, in denen ein engelvolles Lächeln ruhte, nicht blaß wie Schnee gewesen wären.

Das Weib sprang von ihrem Pferde und schaute mit wildem, entsetztem Starren auf die geliebte Form welche regungslos wie ein Felsstück zu ihren Füßen lag. Sie blieb eine Minute oder länger festgebannt, aufrecht stehen, — blaß, entsetzlich blaß, blaß wie die kleine Leiche neben ihr, mit konvulsivisch zuckenden Muskeln und klappernden Zähnen, die rechte Hand fest an ihr Herz gedrückt, als wolle sie dieß hindern, aus ihrer Brust zu springen.

Die Zunge des Reisenden war von Furcht gelähmt; und wenn es sein Leben gekostet hätte, er konnte dieß heilige Schweigen nicht unterbrechen, konnte diesen sprachlosen Gram nicht befragen. Er dachte, daß ein solches Schauspiel unaussprechlichen Wehes nie vorher vorgekommen sei, selbst nicht in den gespenstigen Mondlichtstrahlen der Einbildung. Es war ein Bild für den Pinsel des Engels der Verzweiflung, — dieses schöne Kind, das so still, so lebensähnlich und doch leblos, ohne einen Traum in seinem ewigen Schlafe da lag. Ein Tropfen Blut am Rande der schwarzen, um seine Stirn hängenden Locken zeigte, wo die Kugel zerschmetternd durch seinen zarten Schädel gedrungen war. Und die gramerfüllte Mutter, eine Niobe des Urwaldes, wie sie gleich einer steinernen Bildsäule über der unbegrabenen Leiche stand und ihre kohlschwarzen Haare im Winde flatterten; ihre sonnenverbrannten Züge von der Farbe des blassen Kupfers, vom rothen Abendlichte geisterhaft beleuchtet; ihre Bekleidung von Leder, ihre Mütze von geflecktem Pantherfell, ihre titanische Größe, die lange Büchse, die noch immer im eigenen Gleichgewichte quer über ihre braune Schulter lag, ihr wortloser, tiefer Schmerz, ihr athemloses Schweigen — Alles vereinigte sich, um dem erstaunten Fremden ein Gefühl unnennbaren, fast abergläubischen Schauders aufzudringen.

„Also todt, todt, meine liebe, kleine Polly!" stammelte endlich die arme Mutter. Es waren die ersten Worte, mit denen sich ihr tiefer Gram Luft machte. „Und die

grausamen Bestien, die Indianer, haben sie umgebracht und — setzte sie zitternd hinzu — die andern gestohlen!"

Bei diesem letzten quälenden Gedanken sprühten ihre starren Augenballen ein übernatürliches Feuer, während sie einen wilden Schrei des Schmerzes ausstieß. Es war nicht sowohl der gewöhnliche menschliche Schrei eines geängstigten Frauenzimmers, sondern er glich mehr dem lang gezogenen Heulen eines einzelnen Wolfes, der sich in einsamer Mitternacht von seinem Trupp verirrt hat. Der Schall der wohlbekannten Stimme rief zehn Kinder aus einem dichten Haselgebüsche in der Nähe hervor, wohin sie geflohen waren, als die Wilden ankamen. Sie kamen dem Cabin zugelaufen, mehrere jedoch von ihnen erschracken und eilten zurück in ihr Versteck, sobald sie den Fremden bemerkten. Nichts konnte wilder und uncivilisirter sein, als das Aussehen dieser jüngeren Glieder der Dust-Familie. Sie waren fast ausschließlich in gegerbte Hirschfelle gekleidet, entblößt von Hüten und Schuhen, und ihre mit Koth, Fett und Fichtenrauch beschmutzten Gesichter lieferten keinen Beweis, daß sie seit ihrer Geburt jemals durch Seife oder Wasser gestört worden wären. Sie besaßen in einem außerordentlichen Grade jenen verblüfften, scheuen und unbeschreiblichen Blick, der den Beobachter so sehr an Kindern schmerzt, die nie gewohnt waren sich mit andern, als ihren eigenen Familiengliedern, zu unterhalten. Die Annäherung dieser verlumpten Kinder zog die Aufmerksamkeit des Weibes von dem entsetzlichen Anstarren der kleinen Leiche ab und gab ihrem Kummer eine vorübergehende Erleichterung. Einer der größten Jungen wagte sich mit vielen verdächtigen Blicken auf Denton und wie halb gesonnen wieder Reißaus zu nehmen, nahe genug, um seiner Mutter das, was vorgefallen mitzutheilen.

„O, Ma!" schrie er mit strömenden Augen, — „Du warst noch keine Stunde fort, da spielten wir am Rande des Gebüsches Versteckens und sahen sechs schwarze Injuns (Indianer) an das Haus reiten. Wir verkrochen uns ins Dickicht, daß sie uns nicht sehen konnten, aber wir guckten durch und sahen sie. Emma kam aus der Thür gelaufen. Die Injuns schossen nach ihr und sie ließ vor Schreck die Kleine fallen. Doch Polly kroch weiter, aber sie erwischten sie und schossen die kleine Polly nieder und nahmen Emma gefangen mit.

Nach Verlauf eines kurzen Zeitraums, wo die Vernunft ihren fast aufgegebenen Thron wieder einnahm, wendete sich die Mutter, um nochmals auf ihr ermordetes Kind zu blicken, und zum erstenmale füllten sich ihre dunklen, blitzenden Augen mit bittern, brennenden Thränen. Sie beugte sich und hob die leichte Kinderleiche vom harten Boden, legte sie an ihre Brust und strömte in ihre tauben Ohren Töne des tiefsten Pathos — Ideen der Poesie, ohne ihre Sprache.

„Todt!" rief sie mit einem herzzerreißenden Seufzer, „todt auf ewig, meine theure kleine Polly! Deine schwarzen Augen werden nie mehr in meine schauen. Todt! ehe Du Deiner Mutter ein einziges Lächeln gabst, um ihr zu sagen, daß Du Die kanntest, die Dich über alle Welt liebte. Todt fast schon ehe noch Dein süßes Leben begann. Die Knospe ist am Rosenbusche zerdrückt worden, ehe die Sonne aufging. Der Schmetterling ist in seinem Neste umgebracht worden, noch ehe er seine hübschen Flügel entfalten konnte. Todt! Du mein armer Liebling! Nie wirst Du die bunten Blumen der Prairire sehen, nie den Gesang des Blauvogels in den Baumzweigen hören, nie die Worte zu mir sagen: Mutter! Mutter! ich liebe Dich. — Dich so früh todt zu finden — es wird mein Herz brechen!"

Die maßloße Stärke, der innige Ernst der Liebe dieses rauhen Weibes lieh ihrem Kopfe einen hohen Gedankenschwung und ihren Lippen eine Beredsamkeit des Ausdrucks, der sie selbst fremd war.

Der junge Denton konnte nicht Zeuge dieser rührenden Scene sein, ohne daß sich

seine Augen mit Thränen füllten. Zuletzt trat er näher und suchte sie mit wohlwollender Stimme zu trösten. Sie hatte vorher seine Anwesenheit nur leichthin bemerkt, so tief war sie in ihren eigenen folternden Gedanken versunken. Bei dem ersten Worte, das er sprach, wendete sie sich wüthend gegen ihn und schrie: „Wer sind Sie, Sir, um mir zu sagen, daß ich nicht weinen soll? Haben Sie jemals ein liebes, theures Kind verloren, das sie mehr als sich selbst liebten? Nie! sonst würden Sie mich heißen, mich blind zu weinen!"

Nach einiger Zeit gelang es jedoch dem jungen Manne den ersten unlenkbaren Sturm ihrer Aufregung zu beruhigen. Er bewies ihr, daß es nöthig sei, Schritte zu thun, um ihre Tochter Emma von den Wilden zurück zu erlangen und versprach ihr zu diesem Zwecke die Nachricht dem General Austin in San Felipe selbst zu überbringen. Mistreß Dust bestand jedoch darauf, daß er vor dem nächsten Morgen nicht zu dieser Reise aufbreche, und führte als Grund an, daß die Comanches wahrscheinlich noch dieselbe Nacht wieder kommen würden, und wenn man sie zuerst tüchtig züchtige und dann sogleich verfolge, so könne Emma ohne weitere Mühe wieder gewonnen werden.

Der Vorschlag wurde angenommen und die Jägerin und ihr neuer Freund setzten das Cabin in den bestmöglichsten Vertheidigungszustand, um auf einen nächtlichen Ueberfall vorbereitet zu sein. Das Haus war bereits mit Schießscharten, welche man durch die Holzstämme gebohrt hatte, reichlich versehen. Es fand sich ein halbes Dutzend Gewehre und doppelt so viele Pistolen vor, außer den unförmlichen Doppelläufern und zwei Duellgeschossen, die Denton mit sich gebracht hatte. Sie wurden sämmtlich abgefeuert und frisch geladen; diejenigen, welche hinlängliche Tragbarkeit hatten, erhielten die gewöhnliche Ladung Pulver, Kugeln und Rehposten doppelt.

In kurzer Zeit erhielt ihre Anzahl noch Zuwachs. Fanny Moore, ihr Mann und ihre Kinder waren durch einen Jungen, den Mistreß Dust deßhalb abgeschickt hatte, von dem Vorgefallenen benachrichtigt worden und fanden sich mit noch mehr Waffen und Schießbedarf ein.

In dieser Nacht ging der Vollmond mit der Dunkelheit auf, so daß es für den ganzen Zeitraum von acht und vierzig Stunden nichts Derartiges wie Finsterniß in den Prairien von Texas gab. Die Nacht war kaum etwas Anderes als ein helles, mildes Zwielicht, das dem reinen Schimmer des prachtvollen Mondes entströmte, eines Mondes, wie er nirgendwo als am blauen Himmel des „sonnigen Südens" gesehen werden kann. Die Vertheidiger des Logcabins, das so plötzlich in ein belagertes Fort verwandelt worden war, durften sich Glück wünschen, daß sich ein solcher Mond zu solcher Stunde erhob, sonst möchte die erste thautropfende Dämmerung auf der Spitze des pittoresken Kegels nichts als einen Haufen dampfender Asche und verbrannter Gebeine beschienen haben.

Alle wachten und harrten mit Begierde und erwarteten jede Stunde die Ankunft des gefürchteten Feindes. Mistreß Dust, die sich durch ihre eigene schweigende Stimme zum Oberbefehlshaber der verfügbaren Streitkräfte erwählt hatte, ordnete Alles pünktlich und mit bewundernswerthem Scharfblick für den wahrscheinlichen Ueberfall. Die Kinder waren unter den bretternen Bettstellen versteckt, bedeckt mit Büffelhäuten und ermahnt, sich bei Strafe einer tüchtigen Tracht Prügel in keinem Falle zu rühren. Die Gewehre standen in den Ecken aufgestellt, bequem zur Hand, für den Gebrauch an den Schießscharten. Denton mußte unwillkührlich die beiden Heldinnen bewundern, in deren Gesellschaft er auf so sonderbare Weise gerathen war. Beide schienen den unerschütterlichsten Muth zu besitzen, doch äußerte er sich verschiedenartig. Jener der Dust, war wild, wüthend, mordlustig; der Fanny Moore's kühl, fest und ausdauernd geduldig. Was den „frommen Tom", den Ehegatten der letzteren betraf, so saß er auf einen Schämel und überließ sich einem erbaulichen Anfalle der „Jerks."

Stunden flogen vorüber und noch gab es keine Spur von den Comanches. Von dieser Höhe konnte wie von einem Wachthurme das ganze Land in jeder Richtung meilenweit übersehen werden; denn das prachtvolle Mondlicht machte die Gegend fast so hell wie der Tag. Es war Mitternacht und Denton stand auf der Wache, — bis dahin hatte er nichts erspähen können, was sich über die weite und ebene Prairie bewegt hätte. Plötzlich ließ sich ein dumpfes polterndes Geräusch hören, das fernem Donner ähnelte. Es kam von Westen her und wurde mit jeder Minute lauter.

„Sind es die Comanches?" fragte leise Denton.

„Nein!" entgegnete Mistres Dust, das ist der Schall, den die unbeschlagenen Hufe einiger tausend wilder Pferde machen. Sie sind von den Indianern aufgescheucht worden. Die schwarzen Teufel selbst sind nicht weit hinter ihnen, darauf können Sie sich verlassen."

Während sie sprach steigerte sich das Getöse und eine unermeßliche Herde Mustangs erschien in der Ferne. Sie stürzten in vollem Galopp in gerader Linie dem Cabin zu. Als die Thiere bis auf hundert Schritte nahe waren, änderte die Colonne, angeführt von einem hochgewachsenen weißem Pferde, ihre gerade Richtung in eine Biegung, die in einen vollständigen Halbkreis auslief, sprengte mehreremale rund um das Haus und machte mit jedem Anlauf den Kreis enger, wie um der schnaubenden Herde bessere Gelegenheit zu geben, die freundliche Erscheinung der Wohnung eines Pioneers näher zu besichtigen. Aber zuletzt kamen sie zu nahe; denn ihre Gegenwart hatte die gewöhnliche Wirkung auf Dentons Pferd und mehrere andere, die nahe dem Cabin in einem eingezäunten Grundstücke standen. Letztere gaben starke Neigung kund, über die Einfriedigung zu setzen und sich mit ihren zügellosen Verwandten der Prairie „den wilden und freien" zu vereinigen, deren Erscheinen im hellem Mondlichte, einen Ring flüchtig umkreisend, Mähnen und Schwänze aufgehoben und heißen Dampf aus den Nüstern schnaubend über alle Beschreibung großartig und schön war.

„Sind sie ein guter Schütz?" fragte Mistr. Dust zu Denton gewendet.

„Ich verfehle nie mein Ziel," lautete die kurze Antwort.

„Dann nehmen Sie eine Büchse und schießen den verwünschten Schimmel dort nieder, sonst nehmen alle unsere Pferde Abschied und werden bis zum jüngsten Tage nicht mehr gesehen. Ich würde es ihm geben, aber meine Augen sind zu trübe von den Thränen für mein Kind."

„Ich werde aber ein Thier, daß so hastig und im Mondschein springt, vielleicht nicht richtig treffen wie ich fürchte," entgegnete Denton.

„Gut, ich kanns," bemerkte Mistres Dust mit spöttischer Betonung. Sie trat an die Thür, schlug auf das lästige vorbeifliegende Thier an, folgte mit der Mündung der beweglichen Gestalt, zielte nur einen Augenblick und feuerte. Die Kugel traf auf eine Entfernung von 80 Yards. Der edle Mustang machte einen einzigen Sprung hoch in die Luft und fiel todt in seine Spur zurück; die ganze Horde aber, beunruhigt über das Geschick ihres Führers, floh so schnell als möglich davon.

Aller Augen wandten sich nun nach der Richtung, in welcher man die Mustangs zuerst hatte herankommen sehen, aber eine ganze Stunde lang vermochten sie nichts zu erspähen. Endlich, als die Spannung schmerzhaft und so unerträglich zu werden begann, wie es nur die schrecklichste Gefahr sein konnte, sahen sie ungefähr zehn oder zwölf dunkle Gegenstände, noch zu klein und undeutlich in der weiten Ferne, um genau beurtheilen zu können, was sie wären. Die Spähenden konnten selbst nicht sagen, ob die dunklen Punkte sich bewegten oder still standen, ob auf der Erde oder am Himmel — sie erschienen nur als kleine schwanze Flecken an der elliptischen Linie des blauen Horizonts. Mistres Dust war jedoch zu vertraut mit den praktischen Gesetzen der Perspektive

in den Prairien und hatte sowohl bei Tag wie bei Nacht schon zu viele solche Erscheinungen gehabt, um jetzt nur einen Augenblick zweifeln zu können.

„Es sind Indianer!“ sagte sie mit wildem Nachdruck. „Ja, es sind Indianer!“ wiederholte sie und knirschte gleich gewissen reißenden Thieren, wenn sie wüthend sind, mit den Zähnen, — „und ich werde meine Rache haben.“

Mistres Dust's Ansicht erhielt bald Belege ihrer Wahrheit. Zuerst wurden die Gegenstände größer, ohne anscheinend ihre Stellung zu verändern; denn es war nichts zu sehen, womit ihre Annäherung hätte verglichen werden können. Aber nach Verlauf einiger Minuten ließ sich ein gewisser Maßstab ihrer vorwärts gerichteten Schnelligkeit entdecken, dann konnten die begierigen Spähet die Männer von den Pferden unterscheiden, die sie in schnellen Galopp antrieben, und zuletzt vermochten sie mit schaudernden Interesse ihre Menge zu zählen. Es waren zusammen dreizehn.

„O, es wird am Ende nicht einmal ein halbes Gefecht sein,“ sagte Mistres Dust, nachdem sie sich von der Schwäche der indianischen Streitmacht überzeugt hatte. „Gebt mir ein Cabin, reichlich Pulver und Blei und drei oder vier geladene Gewehre für den Anfang und ich allein kann stets ein Dutzend Comanches züchtigen.“

Die Wilden sprengten bis auf eine Drittelmeile heran und rückten dann langsamer vor. Denton bemerkte mit unbeschreiblicher Aufregung, daß der Führer der Bande, der einige Schritte vor der Fronte den Andern voraus ritt, etwas vor sich auf dem Sattel liegen hatte, das wie ein Bündel weißer Kleider aussah.

„Das ist — sagte der junge Mann zu sich selbst — gewiß die arme Tochter.“

Mistres Dust wurde nichts davon gewahr, oder wenn sie es sah, so sagte sie doch nichts darüber. Ihre ganze Seele schien von dem Gedanken über den bevorstehenden Kampf eingenommen.

„Himmel! welche Gelegenheit! — rief sie laut. — Bloß dreizehn! Bei solchem Mondlichte können wir sie Alle zusammen niedermachen und ich werde für mein Kind bald bezahlt sein!“

Denton erschrack über den teuflischen Ausdruck, der in des wilden Weibes Augen blitzte, während sie die mordlustigen Worte ausstieß. Der furchtbare Blick spuckte später noch Jahre lang in seinen Träumen.

Mistres Dust's maßlose Freude über die bedeutenden Vortheile, welche sich in dem bevorstehenden Kampfe auf ihrer Seite befinden sollten, war jedoch nur Täuschung, wie sich leider nur zu bald ergab. Eine kriechende Wolke jenes blassen Azurdampfes, der auf den Prairien in den südlichen Breitegraden nur zu häufig erscheint, erhob sich auf einmal und ohne irgend ein vorausgegangenes Zeichen, welches das unerklärliche Phänomen angekündigt hätte, aus der Erde. Anfänglich war es eine lange, dünne schwankende Colonne von so zarter Zusammensetzung, daß sie die Sterne hinter sich nicht verdeckte, sondern durch ihren feinen Schleier wie kleine Pünktchen trüben, sterbenden Feuers hindurch schimmerte. Dann schossen um sie her andere schattige Säulen von ähnlichen Dämpfen auf, verbreiteten sich schnell von den ersten auswärts, bis die unübersehbare Prairiefläche von Westen in eine Art Wolkenwand mit unermeßlichen Bäumen von beweglichem Nebel verwandelt war.

Denton hatte ein solches Naturschauspiel noch nie gesehen und konnte den unwillkürlichen Ausruf: „Wie schön!“ nicht unterdrücken.

„Sie werden bald eine andere Melodie anstimmen, junger Mann,“ bemerkte Mistres Dust mit einem Fluche. „Diese Dinge da, die Sie schön nennen, werden für die Wilden fechten und dann ists mit uns vorbei.“

Unfähig, die Gefahr zu begreifen, sah Denton nicht ohne Erstaunen, daß Fan=

ny's mildes Gesicht geisterhaft blaß geworden war und selbst der „fromme Tom“ schien von Schrecken befallen, zitterte stark und zwar ohne zu jerken.

Er warf nochmals einen forschenden Blick auf das Nebelgebilde, dessen Umrisse unterdeß eine wundervolle Veränderung erfahren hatten. Die riesenhaften Säulen brachen, begegneten, vermischten sich in eine orkanähnliche Masse, die ihre ungeheuren Wogen vor dem erwachenden Sturmwinde herrollte und kochend und fliegend die Anhöhen des „Mounds“ heraufkam. Sie umhüllte die Bande der Comanches-Indianer, welche anhielten, bis sie an ihnen vorüber war, und strömte nun unaufhaltsam vorwärts bis zum höchsten Gipfel des Kegels. In wenigen Minuten umgab sie das Cabin und dessen Vertheidiger mit einem Mantel mitternächtlicher Finsterniß, durch den weder die Strahlen des Mondes noch der Sterne zu dringen vermochten. Der Leser wird auf den ersten Blick bemerken, wie sehr dieser Umstand den Angriff der Wilden begünstigen mußte. Unter der Decke dieses schwarzen Schirmes konnten sie jetzt den besten Punkt des Ueberfalls wählen, und selbst bis zur Mündung der Schießscharten vorrücken, ohne entdeckt zu werden, — ja sie mochten sogar die Thür einschlagen, ehe ein Schuß abgefeuert werden konnte.

Es folgte eine halbe Stunde der schmerzvollsten Spannung. Im Logcabin war es so finster, daß von den Vertheidigern Keiner des Andern Gesicht sehen konnte; denn sie wagten es nicht, ein Licht anzuzünden, da es die Düsterheit außerhalb nur noch greller gemacht und den Indianern einen klareren Ueberblick ihrer Zielpunkte geliefert haben würde. Denton's Herz erbebte bei der anscheinend gewissen Aussicht der Niedermetzelung Aller, die sich in diesem gefährlichen Posten befanden. Aus Furcht hielt er seinen Athem halb zurück und erwartete jede Sekunde das wilde Kriegsgeheul der Indianer zu hören. Das gelegentliche Flüstern der beiden heldenmüthigen Weiber und das unterdrückte Aechzen des frommen Tom (der für diese Gelegenheit von seinem Jerks gründlich kurirt war) schallten seiner aufgeregten Einbildungskraft fast so laut, wie das Tosen des sturmbewegten Meeres.

Es stand in der That das Schlimmste zu befürchten und hätte sich der Wind nicht plötzlich gedreht und nach Süden gewendet, verstärkt zum heftigsten Sturme, dann würde keine einzige der im Cabin befindlichen Personen am Leben geblieben sein, um die nächste aufgehende Sonne zu begrüßen. Der atmosphärische Wechsel gab ihnen, wenn nicht mehr, doch wenigstens eine Hoffnung, der drohenden Gefahr zu entgehen. Er trat zeitgemäß, wie ein Wunder ein. Wäre er nur einige Minuten später gekommen, so hätte es auch zu spät für die Bewohner des Cabins sein können; denn als der heftige unerwartete Windstoß über den „Mound“ fuhr, die Nebelwolke spaltete und dem strömenden Mondlicht eine Offnung bahnte, sah man die Comanches, welche vorher von ihren Pferden abgestiegen waren, mit schnellen und festen Schritten der Thür zueilen, und zwar nicht mehr als zehn bis zwölf Yards entfernt.

„Haltet Euch noch ein kleines Weilchen ruhig,“ — sagte Mistres Dust mit leiser Stimme, die demungeachtet auffallend klar und fest klang und setzte hinzu: „Wartet, bis Ihr ihre Augen blinzeln sehen könnet und dann feuert Alle so schnell als möglich.“

Es war ein furchtbarer Augenblick! Die Comanches kamen näher und näher; ihre kohlschwarzen Haare flatterten im Sturme, — ihre Gesichter, die noch nie eine Thräne des Mitleids benetzt, waren gräßlich verzerrt, — mit Bogen und Pfeilen, scharfen Büchsen, und glitzernden Tomahawks kamen sie heran auf ihrem Mordpfade — zur vollständigen, erbarmungslosen Vertilgung. Sie drangen bis auf fünf Schritte vor; ihr Führer trug in seinen Händen den Stamm eines jungen Baumes, um damit die Thür zu erbrechen, — da schrie Mistres Dust mit donnernder Stimme: „Feuer!

Feuer auf ihre Herzen!“ und drückte zu gleicher Zeit selbst ein doppelläufiges Schrotgewehr ab.

Auch Fanny und Denton hatten ihre Gewehre abgefeuert, aber ehe noch Eines von den Dreien ein anderes ergreifen konnte, flohen die Comanches bereits in panischer Bestürzung und befanden sich bald außer Büchsenschußweite. Vier von ihnen lagen leblos vor dem Cabin, ein Fünfter kroch schwer verwundet hinter ein Log, um sich für den Augenblick gegen die nie fehlenden Kugeln der Weißen zu schützen. Diese kräftige Schutzwehr gab ihm nur kurze Sicherheit; denn Mistres Dust brach plötzlich wie eine wüthende Löwinn, der man ihr Junges geraubt, aus der Thür hervor, stürzte, ein langes Messer schwingend, auf den verkrüppelten Flüchtling und stieß den scharfen Stahl bis zum Griffe in seine nackte Brust. Dann kehrte sie augenblicklich zurück, zündete eine blecherne alte Lampe an, kniete auf dem Herde neben einen Schämel, auf den die Leiche des Kindes gelegt worden war, nieder, und brach in einen langen und leidenschaftlichen Paroxismus untröstlichen Jammers aus. Mit blassen Lippen murmelte sie: „Mein Kind! mein armes, ermordetes Kind! Du bist jetzt gerächt!“

Der widersprechende Charakter dieses sonderbaren Weibes füllte die Seele Dentons mit Erstaunen. Auferzogen in einem durchaus civilisirten Kreise, war er an jene entgegengesetzten Extreme nicht gewöhnt, die sich so oft in gewissen Hinterwald-Charakteren begegnen. Wenn er die Frau über der Leiche ihres erstarrten Kindes weinen sah, so hätte er sie für unfähig halten können, auch nur einer Fliege wehe zu thun; sie aber mit vor Rachelust strahlendem Gesichte zu sehen, — ihre Augen Feuer sprühend, den Schaum der Wuth vor ihrem Munde, — wie sie mit ihrem großen Messer die Brust des Comanchen durchbohrte, da würde Niemand geglaubt haben, daß ein so eisernes Herz jemals den süßen Schmerz einer einzigen Thräne kannte, oder möglicher Weise gekannt haben konnte. Eis und Flamme, Honig und Galle schienen durch ein Geheimniß der geistigen Alchimie in der Natur des unerklärlichen Geschöpfes in so unbestimmbaren Verhältnissen unter einander gemischt, daß keine Grübelei des Gedankens erklären konnte, welches Element vorherrschen mochte. Während der von der drohenden Gefahr hervorgerufenen Aufregung hatte sie ihren Gram vergessen, um bloß an Rache und Sicherheit zu denken; jetzt aber, als sie alle Gefahr für überstanden hielt, war es erschütternd den Ausbruch ihrer Verzweiflung zu sehen. Sie küßte die kleinen kalten Lippen, die sich nie mehr an der süßen Quelle des Lebens bewegen sollten, sie rief das Kind wie früher mit zärtlichen Namen und befragte es sogar mit jenen Worten hätschelnder Liebe, die sie so oft gebraucht hatte, wenn es Morgens in der Nähe ihres Herzens von seinem Schlummer erwachte.

O es gibt Eins, aber nur Eins, das nie alt oder abgenutzt oder gemein werden kann in dieser starren Welt voll unerträglichem Ennui, wo die Berührung des Eisenfingers der Zeit und die schwärzende Bürste der Gewohnheit das Aeußere aller andern schönen Gegenstände so unaustilgbar beschmutzt, — dieses e i n e Heilige, stets n e u wie das Sternenlicht, stets h e l l wie die Sommersonne, ist das süße Gesicht eines Kindes für die Augen seiner Mutter.

Solche Gedanken bemächtigten sich des jungen Denton, während er Zeuge war dieser pathetischen Scene in dem bescheidenen Logcabin, — der Todtenkammer, kurz vorher eines belagerten Forts, fünfzig Meilen von der Gränze der Civilisation entfernt. Aber Mistres Dust's ausströmendem Gram sowohl, wie den flüchtigen Betrachtungen des jungen Mannes war nur kurze Frist gestattet. Sie hielten die Gefahr für vorüber, wie erschreckend täuschten sie sich! —

III.

Fanny Moore war aus dem Hause gegangen, um in der Nähe zu spähen. Plötzlich aber kam sie mit der Meldung zurück, daß die Indianer sich von Neuem zeigten. Diese Nachricht weckte Mistreß Dust aus ihrem Grame und Denton aus seinen Gedanken. Die Heroine stürzte aus der Thür und ihren Augen begegnete ein Anblick, der geeignet sein konnte einen, in hundert Schlachten bewährten Helden zu entmuthigen. Ein großer Trupp Comanches kam an der sanften Abdachung des „Mound" gegen Osten heraufgaloppirt. Ihre Anzahl belief sich auf nahe an zweihundert, und, was ganz besonders auffiel, fast die Hälfte derselben trug Gewehre, während ihre gewöhnlichen Banden gemeiniglich bloß mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Die Amazone gewann aber augenblicklich ihre Fassung wieder. Mit ruhigr, ermuthigender Stimme rief sie: „Ins Cabin! und alle leeren Gewehre wieder geladen! Wir werden dießmal heiße Arbeit haben!"

Kaum waren die Vertheidiger des Cabins gegen diesen neuen Ueberfall gerüstet, als die Wilden heranrückten. Sie flogen auf imposante Weise daher in gerader Linie, als beabsichtigten sie sogleich zu Pferde die Thür zu stürmen. Auf fünfzig Yards herangekommen, theilte sich die anrückende Colonne wie zur Parade, beide Abtheilungen schwenkten in einen vollständigen Kreis ab und umringten das Haus in sicherer Entfernung. Als dieß Manöver vollführt war, machten sie Halt, legten ihre Bogen und Gewehre an und schossen eine schwere Salve in die Logs des Gebäudes.

„Wartet mit Eurem Feuer, bis die Hunde näher kommen," sagte die umsichtige Befehlshaberin des angegriffenen Postens.

Dreimal wiederholten die Indianer ihr Feuer, aber im Cabin herrschte Todtenstille. Da stellte sich der Feind, als beginne er einen eiligen Rückzug, brach seinen Kreis auf und formirte sich in eine fliegende Colonne, die eine Meile weit und darüber auf der Prairie fortsprengte. Dort hielten sie wieder auf kurze Zeit und Denton hoffte nun, die lästigen Gäste würden sich nicht wieder sehen lassen. Dieser Meinung aber waren die beiden Frauen, welche die verschlagenen Gebräuche der Indianer besser kannten, nicht.

„Sie werden sogleich wieder da sein," sagte Mistreß Dust, „und dann auch näher kommen. Schießt die Doppelläufe zuerst ab, da es einige Sekunden erspart, und zielt dabei in den dicksten Haufen. Die Rehposten werden sie heulen machen, so viel weiß ich."

Das außerordentliche Weib erschien so ruhig, als gäbe sie eine Anweisung zur Abschlachtung eines Stück Viehes. Kaum hatte sie ausgesprochen, so sprengten auch die Wilden mit der wüthenden Schnelligkeit des Wirbelwindes heran. Einige zwanzig Schritte entfernt, führten sie wieder dasselbe Manöver aus und bildeten abermals einen Ring um das Cabin.

„Nun gebt es ihnen!" schrie Mistr. Dust mit einem derben Fluche. Sogleich krachten sechs Läufe und fünf Sekunden später noch sechs Andere, die den Indianern einen pfeifenden Hagel von zweihundert und vierzig Rehposten zuschickten, wodurch ein halbes Dutzend Sättel sich leerten. Unter einem entsetzlichen Geheul des Schmerzes und der Wuth wartete der Feind eine Wiederholung dieses mörderischen Feuers nicht ab, sondern floh in höchster Verwirrung und Bestürzung. Während die Indianer in vollem Galopp davonsprengten, konnten die Vertheidiger des Cabins bemerken, daß viele unsicher in den Sätteln schwankten, als wären sie tödtlich verwundet; unter diesen befand sich auch ein Comanche von herkulischer Größe, der auf seinem Kopf einen ungeheuren Busch Adlerfedern trug und überhaupt viel reicher gekleidet war als alle andern Mitglieder der Horde.

„Ich fürchte, wir haben ihrem Häuptling eines versetzt" — bemerkte Mistres Dust. — „Stirbt er, so könnte uns selbst die Hölle nicht retten."

„Wie so?" fragte Denton, erstaunt über eine solche Folgerung aus dem erwähnten Umstande.

„Die Comanches sind im Allgemeinen so feig, wie die Lämmer; fällt aber Einer den sie ganz besonders lieben, so fechten sie wie die Teufel."

In kurzer Zeit verkündete ein langes klagendes Geheul von einhundertfünfzig Indianern den Tod ihres Häuptlings.

„Jetzt laßt uns aufs Schlimmste gefaßt sein," sagte Mistres Dust, und alle drei begannen von Neuem, Alles zu der kräftigsten Vertheidigung vorzubereiten. Es verstrich jedoch eine halbe Stunde, ohne daß die Indianer den Kampf erneuert hätten und ohne ein kennbares Zeichen, woraus man die Absicht derselben hätte folgern können. Selbst der Scharfblick der Mistres Dust irrte sich. „Ich selbst hatte gewünscht," sagte sie, „noch in ein Paar ihrer kupferfarbigen Häute einige Kugellöcher zu bohren."

Bald jedoch zeigte sich etwas in der Prairie, das bewies, wie sehr sie sich in der Vermuthung, daß der Kampf vorüber sei, täuschte.

Die Comanches hatten ihre Pferde hinter einer kleinen Gruppe ferner Bäume verborgen und sich rund um den Fuß der Höhe zerstreut, welcher wegen der eigenthümlichen Formation des „Mound" von dem Cabin, auf dem Gipfel, nicht übersehen werden konnte. Sie bemühten sich unter der Decke des dichten, hohen Grases, das in dieser Gegend abgestorben und gelb, in den benachbarten Niederungen aber, trotz des tiefen Winters, fast so grün wie im Mai war, verstohlen heranzuschleichen. Es war ein Anblick, der das festeste Herz erschüttern konnte; denn in jeder Richtung rund um das Haus, etwa noch 200 Yards entfernt, bewegten sich Dutzende dunkler Gegenstände, fest an den Boden gedrückt, langsam schlangenartig vorwärts, wie sich aus dem Rütteln der dürren Grasstengel über ihnen bemerken ließ; dann und wann konnte man auch einen Kopf mit kohlschwarzen Haaren bemerken, wo an manchen Orten das Gras nicht so dicht stand.

„Dort unten sind sie" — sagte leise die unerschütterliche Mistres Dust — „aber sie sind nicht so schlau, als sie meinen; dießmal gelingt es ihnen nicht."

Als sich die Wilden, wie die Panther zum Sprunge, auf ihre Beute bis auf vierzig Yards genähert hatten, und ihre lederbedeckten Rücken über dem Grase sichtbar wurden, eröffneten die Vertheidiger des Cabins ihr Feuer. Dießmal bedienten sie sich der Büchsen und schossen und luden so schnell als möglich. Sobald die Comanches fanden, daß ihre Kriegslist entdeckt sei, sprangen sie auf ihre Füße, erhoben ein widerliches Geheul und stürzten in vollen Sprüngen dem Cabin zu.

„Nun gebt ihnen die Rehposten" — rief die Heldinn — aber zieht die Drücker nicht zu schnell."

In demselben Augenblicke donnerten drei lange Läufe mit jenem eigenthümlichen, anhaltenden, erschreckenden Rollen, das dergleichen Waffen zur Nachtzeit verursachen. Mehrere der Angreifenden fielen, aber die Uebrigen ließen sich nicht abschrecken und drangen näher. Wieder krachten, weithin hallend, drei Schüsse und von Neuem stürzten mehrere Indianer todt nieder. Allein die Wilden hielten Stand, kamen in dichten Massen näher heran und boten ein so gutes Ziel, daß nicht leicht ein einziger Schuß fehlen konnte. Bereits waren einhundert zwanzig Bleikugeln unter sie geschleudert worden; die Vertheidiger hatten sechs Läufe abgeschossen und jeder Lauf enthielt eine Kugel und neunzehn Rehposten. Und doch wankten die Wilden noch nicht; sie sprangen nur um so schneller gleich einer Legion wüthender Teufel vorwärts.

Nur noch fünfzehn Schritte waren sie entfernt, da schrie Mistres Dust: „Gebts

ihnen schneller und heißer, oder bei Gott unsere Skalpe hängen in fünf Minuten an ihren Gürteln!"

Und die schwarzen, eisernen Todesboten öffneten wieder ihre Mündungen mit dreifachem Gekrach, Kugeln und Flammen speiend und gleich darauf noch drei Doppelschüsse, welche die Erde mit einem Dutzend Leichen bedeckten. Dieß war zu viel für die feigen Comanches. Sie brachen wiederum auseinander und flohen mit furchtbarem Geheul davon.

Eine halbe Stunde voll unaussprechlicher Beängstigung für die braven Vertheidiger des Logcabins war verstrichen und Alle theilten die Ansicht, daß nun die Gefahren vorüber seien. Doch sie sollten die Comanches noch besser kennen lernen.

Nachdem sie ihre Waffen wieder geladen hatten und in die Ecken des Hauses zu stellen beabsichtigten, sahen sie plötzlich gegen Osten am Horizonte einen blassen Schimmer, der mit jedem Augenblicke röther wurde.

„Es kann keinesfalls der Tag sein," sagte Fanny Moore, „obschon das Licht dort aussieht, als wäre er es." Aber in demselben Augenblicke drang ein durchdringender Geruch, gleich dem brennender Blätter, in ihre Nase.

„Sie haben die Prairie angesteckt und werden es das nächste Mal unter einem Rauchblanket versuchen," antwortete Mistres Dust mit etwas weniger fester Stimme.

Die Wahrscheinlichkeit, daß es dem Feinde durch den entstehenden Rauch gelingen könnte, unentdeckt das Cabin zu erreichen, war wahrhaft schreckbar; ja es lag in der Möglichkeit, daß das Haus selbst vom Feuer ergriffen werden konnte.

Bald rollte das trockene Gras in wilden Flammen, einen grellrothen Schimmer hoch am Himmel verbreitend, auf; ein unbeschreiblich, schrecklich schönes Schauspiel. Ungeheure Säulen von dichtem schwarzen Rauch wirbelten gegen Himmel, die Anhöhe hüllte sich in tiefes Dunkel, das sich noch verstärken mußte, sobald der Feuerstrom vorüberprasseln würde, was nicht lange ausbleiben konnte. Der Wind blies orkanartig und so wogte das Flammenmeer schnell heran wie ein Rennpferd. Der Raum um das Haus war sowohl von den Hufen, wie von den Zähnen der großen Herde, welche Mistres Dust besaß, des Grases und der Kräuter beraubt worden, so daß es hier glücklicher Weise für die Flamme keine Gelegenheit gab, sich den nahegelegenen eingezäunten Grundstücken oder den Logs des Hauses mitzutheilen.

Ungeachtet des Gefährlichen seiner Lage war das poetische Gemüth des jungen Denton tief ergriffen von der erhabenen Nachtscene dieser brennenden Prairie, denn ein großartigeres Schauspiel ließe sich vielleicht weder in den Panorama's der Kunst noch der Natur finden. Das unaufhörliche Brüllen und Tosen, die kochenden Rauchwogen auf dem schwankenden Rücken des flüchtigen Wirbelwindes umhergeschleudert, die langen rothen Flammenzungen, welche die Rauchwolken spalteten und bis zum blassen Lichte der Sterne aufflackerten, Alles vereinte sich, um ein Gemälde voll unbeschreiblichen Schreckens und wunderbarer Schönheit zu liefern.

In sehr kurzer Zeit brauste das Feuer über den „Mound" und ehe noch der Tag anbrach, konnte man es in weiter Ferne am Rande des Horizonts als schwachen, schwankenden Halbkreis sehen. Aber es ließ alle seine schweren Massen schwarzen Rauches hinter sich zurück. Einige Minuten lang waren sie undurchdringlich für das Auge und fast erstickend beim Athmen. Die drei braven Herzen in Logcabin fühlten das Pochen einer vorübergehenden Furcht. Sie zweifelten nicht, daß die wüthenden Wilden diese Gelegenheit benutzen und unter günstigen Umständen ihren Angriff auf den nicht zu vertheidigenden Posten erneuern würden. Doch zum zweitenmale bot ihnen die Vorsehung auf fast wunderbare Weise einen Ausweg zur Rettung. Die unsicheren Windstöße drehten sich gegen Süden und der Feuerdunst theilte sich hie und da, um die Strahlen des

Mondes einzulassen. Hierdurch begünstigt, sah man die Indianer zum drittenmale anrücken und zwar schon ganz in der Nähe. Sie wurden jedoch durch den unerwarteten Abzug des deckenden Rauches entmuthigt und als eine scharfe Salve pfeifender Kugeln vom Cabin her erfolgte, stürzten sie nochmals heulend und in verworrener Flucht zurück. Sie waren schüchtern geworden und wollten ihre nackten Brüste nicht mehr den Geschossen der Weißen bloßstellen.

„Endlich ist Alles durchgemacht," bemerkte Mistres Dust, setzte aber bitter hinzu: „Wir thun am besten, wenn wir unsere Gewehre wieder laden; einem Comanche darf man nicht mehr trauen, als den Fersen eines Maulthieres."

Diese Vorsicht war gut, denn bald rückten die Rothhäute zum vierten Angriff vor und bedienten sich diesmal eines Manövers, das alle drei heldenmüthigen Vertheidiger mit unaussprechlicher Bestürzung und panischem Schrecken erfüllte. Ein hochgewachsener Comanche trug in seinen nackten Armen die Tochter der Mistres Dust, Emma, vor sich her. Die schreckliche Kriegslist war pfiffig genug ersonnen. Neben dem Indianer der das Mädchen trug, ging ein anderer, einen Tomahawk über ihrem Kopfe schwingend, als stände er im Begriff, den Streich zu führen. Mit dieser entsetzlichen Pantomime gab er zu verstehen, daß das Mädchen augenblicklich sterben müsse, wenn aus dem Innern des Cabins ein Gewehr abgefeuert werde! Und um dem barbarischen Hilfsmittel einen desto wahrscheinlicheren Erfolg zu sichern, hielt ein dritter Comanche an einer langen Stange einen Streifen weißes Tuch in die Höhe, gleichsam als hege er den Wunsch, eine Besprechung zu halten und ein Uebereinkommen zu treffen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunden, daß die Vertheidiger zögerten Feuer zu geben, — daß selbst Mistres Dust, vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben erfuhr was es heiße, bei prompter Entschließung zu schwanken, wenn die Frage über Tod und Leben augenblickliches Handeln fordert.

Der Nothfall schien in Wahrheit entsetzlich und beispiellos sowohl im Roman wie in der wirklichen Geschichte, die passend genug ein höherer Roman der Vorsehung genannt werden könnte. Sie konnten ihre wirksamsten Waffen, die doppelläufigen Gewehre nicht gebrauchen, weil der breite Strich der sich zerstreuenden Posten und Kugeln das gefangene weiße Mädchen eben so sehr gefährden konnte, wie ihre indianischen Räuber. Sie konnten freilich einige derjenigen, welche sie unmittelbar umringten, mit der nie fehlenden Büchse niederschießen, aber dann würden sich die andern jedenfalls dadurch gerächt haben, daß sie die Gefangene auf der Stelle umbrachten. Verhielten sie sich andererseits unthätig, so erreichten die Wilden in einigen Minuten die Thür, und dann war jeder Widerstand vergebens.

Die Gefühle des unglücklichen Mädchens in dieser Lage lassen sich leicht begreifen. Sie waren jedoch nicht der Art, wie sie die meisten Leute erwarten möchten, welche mit dem abgehärteten Heldenmuthe, den ein Leben voll Gefahren in der Wildniß häufig selbst in den Busen von Frauenzimmern und manchmal von Kindern erzeugt, nicht bekannt sind. Sie fühlte, daß der Tod nur einen Schritt von ihr war und empfand jenen instinktartigen, eisernen Schmerz, der durch alle menschlichen Seelen zuckt, wenn sie sich einer solcher unvermeidlichen Entscheidung gegenübergestellt sehen. Aber sie jammerte nicht, sie sank nicht in Ohnmacht, sie belästigte den Himmel nicht mit thörichten, nutzlosen Gebeten, um zu ihrer Rettung ein besonderes Wunder zu wirken; sie bemerkte, daß ihre Freunde im Cabin zauderten auf die Comanches zu feuern und errieth sogleich die Ursache. Auch wußte sie, daß dieses Zaudern ihnen den Tod bringen müsse, ohne die geringste Hoffnung zu geben, und daß es höchstens dazu diente, das Trauerspiel ihres Geschickes um einige Sekunden zu verlängern. Zugleich erwachte der innere, wir könnten sagen, angeerbte Muth ihres Charakters bis zur einer moralischen Höhe, der möglicher

Weise schon andere einzelne Beispiele gleich gekommen sind, die aber noch nie übertroffen wurden und nie übertroffen werden kann.

Sobald das sechzehnjährige Mädchen so weit vorgetragen worden war, um von ihrer Mutter gehört werden zu können, rief sie laut und mit so ruhiger Stimme, als spräche sie am Morgen zu ihren Gespielen in der Prairie: „Schieß Mutter! sorge nicht für mich! Es kann mich nicht retten; denn sie werden mich doch umbringen. Schieße und rette meine Geschwister! Um Gotteswillen schnell, oder es wird zu spät!“

Mistres Dust brach in qualvolle Thränen aus; aber die Worte der Tochter stellten ihre Entschlossenheit her.

„Gebt ihnen die Rehposten wieder, — rief sie mit heiserer Stimme — wartet bloß so lange, bis sie näher kommen.“

Der junge Denton fühlte etwas unnennbar Krankhaftes sein Herz beschleichen, als er die Gewehrröhre wieder durch die drohenden Schießscharten schob. Er würde in diesem Augenblicke bereitwillig sein eigenes Leben geopfert haben, wenn er gewiß gewesen wäre, das brave junge Geschöpf aus den Schrecken ihrer gegenwärtigen Lage zu befreien. Doch es kam andere Hilfe. Man hörte den dröhnenden Schall von hundert eisenbeschlagenen Hufen am felsigen Abhange gegen Osten, den Pfad entlang, der nach Brazoria führte, heraufdringen, — und das laute erfreuende Hurrah von hundert kühnen texanischen Stimmen brach das tiefe Schweigen der Nacht. Die Wirkung davon war magisch. Eine Schaar Engel hätte den Bewohnern des Logcabins nicht willkommener sein können. Die Bestürzung der Comanches war furchtbar; sie flohen in höchster Verwirrung nach allen Richtungen, während die Texaner hinter ihnen her donnerten, und sie ohne Erbarmen niederhieben und niederritten. Es war eine der größten Niederlagen, welche die Comanches jemals innerhalb der Gränzen von Texas erlitten. Mehr als die Hälfte von ihnen fiel.

Beim ersten Hurrahruf der nahenden Befreier jubelte Mistres Dust: „Das ist Hay! Ich kenne den Kriegsruf des Rangers.“

Das Erschrecken der Comanches war so groß gewesen, daß sie beim Fortlaufen das gefangene Mädchen frei und unverletzt zurückließen. Denton flog an des Mädchens Seite und im nächsten Augenblicke ruhte sie geborgen in den Armen ihrer Mutter.

Nach etwa einer halben Stunde kehrte Hay und seine Rangers von der Verfolgung der Indianer zurück und wurden von denen, die durch ihr zeitgemäßes Eintreffen gerettet worden waren, mit dem ausschweifendsten Enthusiasmus empfangen. Denton ergriff die Hand seines Cousin Hay mit überströmenden Augen, — denn seine Seele war zu aufgeregt, als daß er hätte Worte finden können. Nicht so die beiden Heldinnen. Sie überhäuften den „Capitän“ mit der lärmendsten Dankbarkeit. Mistres Dust besonders hing an seinem Halse, küßte seine pulvergeschwärzten Hände, seine Stirne, seine Backen und machte selbst einen oder zwei kecke Versuche auf seine Lippen, welche der Ranger-Capitän durch ein geschicktes Manöver seines Kopfes vereitelte. Der fromme Tom gab zur Belustigung der Anwesenden einen ungewöhnlichen und starken Anfall der „Jerks“ zum Besten.

Zum Schluß dieser wahren Begebenheit des westlichen Lebens haben wir nur noch Raum zu erwähnen, daß die Sache mit einem Stückchen Romantik endete. Will Denton verliebte sich heftig in Emma Dust, die wirklich eben so schön als brav war. Sie wurden ehelich verbunden. Unter seiner Leitung ward sie später eines der gebildetsten Frauenzimmer in Texas. Aber alle Bemühungen, den übrigen Gliedern der Dust'schen Familie Geschmack an civilisirten Verfeinerungen beizubringen, schlugen fehl. Als sich die fruchtbaren Prairien des Brazos dichter besiedelten, verkaufte Mistres Dust ihr Besitzthum und folgte mit ihren Jungen dem Reh und Buffalo in die entlegenen Wälder und Prairien der „Croß-Timbers,“ wo sie sich noch jetzt gelegentlich mit den Comanches herumbalgen.

Die Tigerhöle.

Nach einem längeren Aufenthalte in Meriko schiffte ich mich vor sechs Jahren nach Guajaquil ein, um von da die berühmten Gebirge von Quito zu besuchen.

In Guajaquil angekommen, fand ich zwei Reisende, welche sich anschickten, dieselbe Tour zu machen. Diese waren Capitän Wharton, ein englischer Seeofficier, und ein junger Midshipman, Namens Lincoln. Die Fregatte, welche Wharton befehligte, hatte auf ihrer Reise durch die südlichen Seen bedeutend gelitten und mußte nothwendig einigen Reparaturen unterworfen werden; Wharton beschloß demnach seine müssige Zeit dem Besuche der Wälder und Gebirge von Quito zu widmen und wir wurden bald einig, die Reise gemeinschaftlich zu unternehmen. In Wharton fand ich einen biedern und offenherzigen Mann und in dem schönen, von der Sonne gebräunten Gesichte seines achtzehnjährigen Gefährten Lincoln lag ein Ausdruck von entschlossener Kühnheit.

Begleitet von meinem Stuart George und zwei Indianern als Führern, traten wir an einem schönen klaren Morgen unsere Reise an. Beim Eintritte in das Gebirge wurde mit jedem Schritte die Scene reitzender; die mächtigem Andes, bis an ihre Höhen mit ungeheuren Waldungen bedeckt, breiteten sich vor unsern Blicken gleich einem großen Amphitheater aus, über welches der schneebehauptete Chimborazo thronte; Säulen von Rauch und Flammen entstiegen dem schrecklichen Cotopaxi, und unzählige andere Berge, Zweige von den weit ausgebreiteten Cordilleros, schimmerten in weiter Ferne. Mit einem unwillkürlichen Schauder betrat ich den engen Pfad, welcher zu dem düstern Walde führte. Affen schwangen sich von Zweig zu Zweig, Papageien plapperten unaufhörlich und Adler sandten von den hohen Cypressen, wo sie ihre Nester gebaut hatten, ein wildes Geschrei herab. Je weiter wir vordrangen, desto mehr Gegenstände zeigten sich an jeder Seite; die majestätische Palme, mit ihren breiten, schwertgleichen Blättern, der bewundernswürdige Seifenbaum, die prächtige Magnolia, der hohe Wachsbaum und die immergrünen Eichen erhoben sich stolz über die Orangenhaine, mit deren Wohlgeruch sich der würzige Duft der Vanille mischte.

Gegen Abend beschleunigten wir unsere Schritte und nach einiger Zeit stießen unsere Führer ein Freudengeschrei aus, von welchem wir bald die Ursache entdeckten. Bei dem Scheine eines großen Feuers, welches auf einem freien Platze des Waldes angezündet war, sahen wir ein kleines indianisches Dorf, bestehend aus einigen Hütten, welche auf Baumstämmen errichtet waren und zu welchen Leitern von Rohr führten. Der Indianer, welcher das Feuer unterhielt, erwiederte den Ruf unserer Führer in einem ähnlichen Tone, und bei ihm angelangt, wurden wir nach einer kurzen Unterredung zu einer der Hütten geführt, wo wir die Nacht zubrachten.

Früh am Morgen traten wir unsern Weg durch die dunklen Schatten des Waldes wieder an und nahmen zur bestimmten Zeit unser Mal unter einer breitblätterigen

Palme. Plötzlich bedeutete uns einer der Indianer ruhig zu sein und sein Ohr an den Boden legend, schien er nach einem Tone zu lauschen, obgleich von uns nichts gehört wurde. Stillschweigend und aufmerksam beobachteten wir seine Bewegungen; nach wenigen Minuten stand er rasch auf und bat uns ihm in den Wald zu folgen. Oefters blieb er stehen und hielt sein Ohr an den Boden; endlich hörten wir eine weibliche Stimme nach Hilfe rufen. Wir beschleunigten unsere Schritte, konnten aber nur mit Mühe unsern Midshipman von dem Vorausschreiten zurückhalten. Kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, als der Schrei ganz in unserer Nähe wiederholt wurde. Auf eine Bewegung unserer Führer hielten wir an, und nachdem diese behutsam die Zweige zurückgebogen hatten, bot sich uns eine Scene dar, welche uns zur schnellen Ergreifung unserer Waffen bewog.

Auf einem freien Platze loderte ein großes Feuer, um welches mehrere Männer in zerlumpten Uniformen saßen; sie waren bewaffnet und schienen Rath zu halten über ein junges schönes Indianermädchen, welches mit Stricken an einem Baume festgebunden war. Unsere Indianer nahmen Pfeil und Bogen zur Hand, aber wir bedeuteten ihnen nicht eher zu schießen, bis wir das Zeichen zum Angriff geben würden. Nach dem Schluß der Berathung ging einer von den Männern auf das Mädchen zu und sagte: „Du willst uns also nicht zu Eurem Dorfe führen?"

„Nein!" antwortete die junge Indianerin fest, aber schluchzend.

„Gutes Kind, erwiederte er hierauf mit höhnischem Lächeln, Du willst Dich also wirklich nicht überreden lassen, uns zu Deiner Hütte zu führen?"

„Nein!" entgegnete sie wieder.

„Wir wollen sehen, wie lange der Vogel in diesem Tone pfeifen wird." — Mit diesen Worten nahm der Bösewicht einen Brand aus dem Feuer und näherte sich dem Mädchen. Hastig griffen wir nach unseren Gewehren. Lincolns Heftigkeit aber konnte nicht gezügelt werden: nachdem er sein Gewehr von sich geworfen, sprang er gerade in dem Augenblicke hervor, als der Brand die Schultern des Mädchens berührte und streckte den Ruchlosen leblos zu Boden. Zu gleicher Zeit schwirrten die Bolzen der Indianer durch die Luft und verwundeten zwei von den Andern, aber, wie es schien, nicht gefährlich, denn sie ergriffen mit ihren erschreckten Gefährten die Flucht.

Unser Midshipman hatte während dieser Zeit die Indianerin von ihren Banden befreit; diese kniete vor ihm nieder und drückte ihre Dankbarkeit in der leidenschaftlichsten Sprache aus. Wir erfuhren, daß ihr Name Yanna war und daß ihre Aeltern in einem Dorfe in einer unwegsamen Gegend des Waldes wohnten; daß sie Früh Morgens ihre Heimath verlassen habe, um Cacao zu sammeln und daß sie, da sie zu weit umhergestreift, plötzlich in die Hände jener Bösewichter fiel, von denen wir sie so eben befreit hatten. Wir konnten ihren Bitten nicht widerstehen, sie nach ihrer Heimath zu begleiten, wozu uns auch schon die Sorge für ihre Sicherheit verpflichtete. Dort angekommen, umringten uns die Indianer, deren Gesichtsfarbe an Schönheit der europäischen wenig nachgab und Yanna sprang zu ihren Aeltern, welche die Häuptlinge des Stammes waren, und erzählte ihnen mit den ausdrucksvollsten Geberden die jüngsten Ereignisse. Kaum hatte sie ihre Erzählung beendet, so fielen ihre Aeltern vor uns nieder, küßten unsere Hände und überhäuften uns mit den größten Dankesbezeugungen; eben so auch die andern Indianer. Plötzlich standen sie Alle auf, ergriffen uns und trugen uns im Triumph nach der Hütte des Häuptlings, wo wir mit der ausgezeichnetsten Gastfreundschaft behandelt wurden. Wharton lächelte, als er mir bemerkte, daß unser Midshipman und Yanna mitsammen verschwunden waren. Kurz darauf kehrte Letztere zurück, mit der einen Hand Lincoln führend, mit der andern einen Blumen-

kranz haltend, welchen sie plötzlich auf sein Haupt setzte. Beim Abschiede am andern Morgen waren Yanna's Augen mit Thränen gefüllt.

Nachdem wir das Dorf verlassen hatten, fuhren wir fort, den Chimborazo zu umkreisen, aber sein schneeiges Haupt schien uns nicht mehr glänzend, denn ein dichter Nebel sammelte sich nach und nach um dasselbe und unsere Führer richteten ängstliche Blicke hinauf und theilten uns ihre Befürchtung mit, daß ein heftiger Sturm im Anzuge sei. Wir fanden bald, daß ihre Besorgnisse gegründet waren; dichte Nebel bedeckten und verdunkelten das Gebirge, die Atmosphäre war drückend und so feucht, daß das Stahlwerk in unseren Uhren mit Rost bedeckt wurde und die Uhren stille standen, der Fluß, welchen wir entlang gingen, wurde reißender und aus den Felsenklüften stürzten kleine Bäche, mit Blumenwurzeln und unzähligen Schlangen angefüllt, uns so plötzlich und heftig entgegen, daß wir nur mit größter Mühe uns aufrecht erhalten konnten. Zuletzt fing der Donner an zu rollen und hallte in den Bergschluchten wieder, Blitze auf Blitze leuchteten und hüllten Alles um uns herum in eine Feuersäule. Wir suchten einstweilen Schutz in einer Felsenkluft, während einer unserer Führer auf Entdeckung eines sichern Zufluchtsortes ausging. In kurzer Zeit kehrte er zurück und meldete uns, daß er eine geräumige Höhle entdeckt habe, wohin wir uns sogleich verfügten, aber nur mit großer Schwierigkeit und nicht geringer Gefahr in dieselbe eindringen konnten.

Das Brausen und Wüthen des Sturmes hielt mit solcher Heftigkeit an, daß wir den Schall unserer eigenen Stimme nicht hören konnten. Ich hatte mich in der Nähe des Einganges der Höhle placirt und konnte durch die Oeffnung, welche gerade und enge war, das merkwürdige Schauspiel beobachten. Die höchsten Cederbäume wurden niedergeschlagen oder bogen sich gleich einem Rohre; Affen und Papageien lagen, getödtet von den herabfallenden Zweigen auf den Boden umhergestreut; das Wasser hatte sich in dem Wege, welchen wir eben passirt waren, gesammelt und stürzte gleich einem reißenden Bergstrome dahin. Als der Sturm etwas nachgelassen hatte, wagten sich unsere Führer aus der Höhle heraus, um zu sehen, ob es möglich wäre, die Reise fortzusetzen.

Die Höhle, in welcher wir Schutz gesucht hatten, war so dunkel, daß wir, wenn wir wenige Schritte uns von dem Eingange entfernten, keinen Zoll breit vor uns sehen konnten, und wir berathschlagten so eben, ob es nicht rathsam sei, die Höhle zu verlassen, selbst ehe noch die Indianer zurückkehrten, als wir plötzlich ein sonderbares Geräusch im Innern der Höhle vernahmen, welches alle unsere Aufmerksamkeit dahin lenkte. Wharton und ich horchten ängstlich auf, aber unser kühner und unbesonnener junger Freund Lincoln und mein Stuart krochen auf ihren Händen und Knien umher und bemühten sich die Stelle zu entdecken, von wo der Ton kam. Sie waren noch nicht weit in das Innere der Höhle eingedrungen, als sie einen Ausruf der größten Verwunderung ausstießen und zu uns zurückkehrten, jeder ein Thier im Arme tragend, welches ganz merkwürdig gezeichnet und von der Größe einer Katze war. Kaum hatte Wharton einen Blick nach denselben gerichtet, als er bestürzt ausrief: „Heiliger Himmel! wir sind in der Höhle eines — —!"

Durch ein Jammergeschrei unserer Führer wurde er hier unterbrochen, welche plötzlich gegen uns herangestürzt kamen mit dem Ausrufe: „ein Tiger! ein Tiger!" und zu gleicher Zeit mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit einen Cederbaum, welcher nahe am Eingange der Höhle stand, erklommen und sich in dessen Zweigen verbargen.

Nachdem der erste Schrecken, welcher mich bewegungslos gemacht, vorüber war, griff ich nach meiner Büchse; Wharton aber, welcher sich schon wieder gesammelt, bat uns, ihm in der Verrammlung der Höhle mit einem sehr großen Steine, welcher zum

Glück ganz in unserer Nähe lag, behilflich zu sein. Das Gefühl der herannahenden Gefahr verdoppelte unsere Kräfte, denn wir hörten jetzt ganz deutlich das Gebrüll des wilden Thieres, und wir wären ganz sicher verloren gewesen, wenn es den Eingang der Höhle erreicht hätte, ehe wir ihn geschlossen. Bevor dieß geschehen war, konnten wir den Tiger sehen, wie er gegen uns heranstürzte und sich bückte, um durch die enge Oeffnung in die Höhle einzudringen. In diesem fürchterlichen Augenblick waren unsere Bemühungen erfolgreich und der große Stein hielt das Ungeheuer zurück. Jedoch war noch ein kleiner Raum zwischen dem obern Ende des Einganges und dem Steine offen, durch welchen wir das Thier sehen konnten, dessen Augen in der Dunkelheit unserer Zufluchtsstätte Licht verbreiteten. Unser wüthender Feind versuchte zuerst den Stein mit seinen mächtigen Klauen zu bewegen und dann mit seinem Kopfe von dem Platze wegzurücken; da aber seine Anstrengungen erfolglos blieben, so stieß er ein fürchterliches Gebrüll aus, welches von dem heisern Geschrei der Jungen, die Lincoln und George unterdessen von sich geworfen hatten, erwiedert wurde.

„Jetzt ist es Zeit, nach ihm zu schießen," sagte Wharton mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. „Zielt nach seinen Augen! Von da geht die Kugel durch das Gehirn und dann sind wir seiner los."

George ergriff seine Doppelbüchse und Lincoln seine Pistolen. Der Erste legte das Ende des Laufs nur einige Zoll von dem Tieger an und Lincoln that dasselbe. Auf Whartons Commando drückten sie beide zugleich ab, aber kein Schuß erfolgte.

Der Tiger, welcher wahrscheinlich vermuthete, daß wir einen Angriff auf ihn machen wollten, sprang heulend von dem Eingange weg; er kehrte jedoch sogleich zurück und nahm seinen früheren Platz wieder ein. Das Pulver in beiden Waffen war naß geworden, George und Lincoln zogen die Ladung heraus, während Wharton und ich nach unserer Pulverbüchse suchten. Es war so dunkel, daß wir gezwungen waren, in der Höhle herumzutappen; als wir endlich mit den jungen Bestien in Berührung kamen, hörten wir ein huschelndes Geräusch, als ob sie mit einem metallenen Gegenstande spielten und fanden nun, daß es unsere Pulverbüchse war, nach welcher wir suchten. Unglücklicherweise hatten die Thiere mit ihren Klauen den Deckel abgestoßen, das Pulver über die feuchte Erde umhergestreut und es ganz unbrauchbar gemacht. Diese Entdeckung erfüllte uns mit der größten Bestürzung.

„Jetzt ist Alles vorbei — sagte Wharton — wir haben nur zu wählen, ob wir den Hungertod sterben, oder ob wir den Eingang dem blutdürstigen Ungeheuer öffnen wollen, um so ein schnelles Ende herbeizuführen!"

Indem er dieß sagte, stellte er sich ganz dicht hinter den Stein, welcher uns für den Augenblick beschützte und sah unerschrocken in die feuersprühenden Augen des Tigers. Lincoln fluchte und wüthete, George nahm aber einen Strick aus seiner Tasche und eilte in das Innere der Höhle, ich wußte nicht zu welchem Zwecke. Bald darauf vernahmen wir ein ersticktes Stöhnen, und der Tiger, welcher es ebenfalls hörte, wurde unruhiger als zuvor; er sprang vor dem Eingang der Höhle wild umher, dann stand er still, und seinen Hals nach dem Walde ausstreckend, brach er in ein betäubendes Gebrüll aus. Unsere beiden indianischen Führer benutzten diese Gelegenheit und schossen mehrere Pfeile von dem Baum herab; der Tiger wurde mehr als einmal getroffen, aber die leichten Waffen prallten, ohne ihn zu verwunden, von seiner Haut ab. Zuletzt traf ihn ein Pfeil in der Nähe des Auges und blieb in der Wunde stecken. Von neuem brach er in die größte Wuth aus, sprang an den Baum und suchte ihn mit seinen Klauen zu zerreißen. Nachdem er sich endlich von dem Pfeile befreit hatte, wurde er ruhiger und legte sich vor der Höhle nieder.

George kehrte jetzt aus dem Innern der Höhle zurück; ein Blick zeigte uns, was

er gethan — er hatte die zwei Jungen strangulirt und ehe wir es hindern konnten, warf er dieselben durch die Oeffnung. Kaum hatte das Thier seine Jungen gesehen, als es einen starren Blick auf dieselben heftete und sie genau betrachtete, dieselben vorsichtig von einer Seite zur andern wendend. Sobald es sich überzeugt hatte, daß sie todt waren, stieß es ein so durchdringendes Geheul aus, daß wir unsere Ohren zuhalten mußten. Ich gab meinem Stuart wegen seiner Unvorsichtigkeit und Grausamkeit einen Verweis, bemerkte jedoch an seiner kurzen und empfindlichen Antwort, daß er jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte und mit ihr auch den Gehorsam, welchen der Diener seinem Herrn schuldig ist.

Der Donner hatte jetzt nachgelassen und ein leichter Wind war dem Sturme gefolgt; wir konnten den Gesang der Vögel in dem benachbarten Walde hören und die Sonne schien wieder heiter durch die Zweige. Dieser Contrast machte unsere Lage nur noch schrecklicher. Der Tiger hatte sich neben seinen Jungen in seiner ganzen Länge ausgestreckt und wir mußten bei Betrachtung desselben gestehen, daß es ein schönes Thier war. Auf einmal wurde in der Ferne ein Gebrüll gehört, der Tiger sprang sogleich auf und beantwortete es mit einem klagenden Geheul. In demselben Augenblicke stießen unsere Indianer einen Schrei aus, welcher neue uns drohende Gefahren verkündigte und nach einigen Augenblicken bestätigte sich das Schrecklichste, denn ein anderer Tiger kam nach dem Platze, wo wir uns befanden, gesprungen,

„Dieser Feind wird sich grausamer als der andere beweisen — sagte Wharton — denn es ist das Weibchen, welches kein Mitleid für diejenigen hat, die ihm die Jungen rauben."

Das Geheul, welches die Tigerin ausstieß, als sie ihre todten Jungen untersucht hatte, vermischt mit den Klagetönen des Tigers, übersteigt alles Schreckliche, was man sich denken kann. Ihr Gebrüll sank plötzlich zu einem heiseren Stöhnen herab und wir sahen sie ihren Kopf ängstlich ausstrecken, ihre Nasenlöcher ausdehnen und umhersehen, als ob sie die Mörder ihrer Jungen suchte. Auf einmal fielen ihre Blicke auf uns und mit einem Sprunge suchte sie in unsere Zufluchtsstätte einzudringen. Mehrmals setzte sie an und sicherlich würde es ihr durch ihre ungeheure Stärke gelungen sein, den Stein wegzustoßen, hätten wir uns nicht mit aller unserer Kraft gegen denselben angestemmt. Als sie fand, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren näherte sie sich heulend dem Tiger; dieser vereinigte sein Geheul mit dem ihrigen und beide sprangen nach einigen Minuten davon und verschwanden bald unseren Blicken. Jetzt fingen wir an, neuen Muth zu schöpfen, aber Wharton schüttelte sein Haupt und sagte: „Schmeichelt Euch nicht mit dem Glauben, daß diese Thiere uns entfliehen lassen werden, bis sie sich gerächt haben. Die Stunden, welche wir noch zu leben haben, sind gezählt."

Nichts destoweniger leuchtete uns ein neuer Hoffnungsstrahl, denn zu unserer großen Verwunderung erschienen unsere beiden Indianer vor dem Eingange und riefen uns zu, die Flucht zu ergreifen, die einzige Möglichkeit unserer Rettung, denn die Tiger wären um die Höhle gelaufen, um wo möglich einen anderen Eingang zu derselben aufzufinden. In der größten Eile wurde der Stein weggeschafft und wir verließen den Ort, welchen wir noch kurz zuvor als unser Grab betrachtet hatten. Wharton war der letzte, der aus der Höhle trat; er verweilte noch einige Zeit, um seine Doppelflinte, welche er nicht gerne zurücklassen wollte, aufzufinden, wir Andern aber dachten nur an unsere Flucht. Noch einmal hörten wir das Brüllen der Tiger und dem Beispiele unserer Führer folgend, schlugen wir einen Seitenweg ein. Unsere Flucht war langsam und schwierig wegen der vielen Wurzeln und Baumzweige, welche der Sturm umhergestreut hatte, und wegen der Schlüpfrigkeit des Weges.

Wir waren ungefähr eine Viertelstunde fortgeschritten, als wir fanden, daß sich

unser Pfad an dem Rand einer Felsenklippe mit unzähligen Klippen hinzog, und eben hatten wir denselben betreten, als unsere Indianer einen jener durchdringenden Schreie ausstießen, welche uns überzeugten, daß die Tiger uns verfolgten. Von Verzweiflung angetrieben, stürzten wir gegen einen der Abgründe, über welchen eine Brücke von Rohr gelegt war, die sich aber beim Betreten auf- und niederbog, und mit Sicherheit nur von dem leichten Fuße der Indianer passirt werden konnte. Tief in der Schlucht schäumte ein reißender Strom und die spitzigen und zackigen Felsen drohten Zerstörung an jeder Seite. Lincoln, mein Stuart und ich waren glücklich hinübergekommen, aber Wharton befand sich noch auf der schwankenden Brücke und bemühte sich aufrecht zu erhalten, als plötzlich beide Tiger aus dem Walde hervorstürzten und als sie uns bemerkten, mit fürchterlichen Geheul auf uns zustürzten. Während der Zeit hatte Wharton die sichere Seite des Abgrundes erreicht und wir erklommen die Felsenklippe mit Ausnahme Lincolns, welcher bei der Rohrbrücke geblieben war, um seinem Freunde in der Erreichung des festen Grundes beizustehen.

Obgleich die wilden Thiere dicht hinter ihm waren, so verlor doch Wharton keinen Augenblick seinen Muth und seine Geistesgegenwart. Sobald er den Rand der Felsenklippe erreicht, kniete er nieder und durchschnitt mit seinem Schiffsdegen die Bande, mit welchen die Brücke an den Felsen befestigt war, hoffend, daß dadurch dem weiteren Vordringen unserer Verfolger eine Gränze gesetzt würde. Er irrte sich aber, denn kaum hatte er sein Geschäft vollendet, als die Tigerin gegen die Kluft heranstürzte und über dieselbe zu springen versuchte. Es war ein schrecklicher Anblick, dieses mächtige Thier für einen Augenblick in der Luft über dem Abgrunde schweben zu sehen; aber ihre Kraft war der Entfernung nicht angemessen, sie sank in den Abgrund und ehe sie den Boden erreichte war sie an den zackigen Enden der Felsen in tausend Stücke zerschellt. Ihr Schicksal entmuthigte nicht im Geringsten ihren Begleiter; er folgte ihr mit einem ungeheuren Sprunge, erreichte aber die entgegengesetzte Seite nur mit seinen Vorderklauen und hing so am Rande des Abgrundes sich bestrebend, einen festen Halt zu gewinnen. Die Indianer ließen wieder ihr wildes Geschrei ertönen, als ob alle Hoffnung verloren wäre, Wharton aber, welcher zunächst am Rande des Felsens stand, näherte sich muthig dem Tiger und stieß seinen Degen in des Thieres Brust. Wüthend vor Schmerz sammelte das Ungeheuer alle seine Kraft und seine Hinterfüße auf den Rand der Klippe stemmend, ergriff es Wharton bei den Hüften. Auch jetzt noch bewährte der heroische Mann seinen Muth, ergriff mit der linken Hand den Stamm eines Baumes, um sich anzuhalten und wühlte mit der rechten das Schwert, welches noch in der Brust des Tigers stack, tiefer in die Wunde ein. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks. Die Indianer, George und ich eilten zu seinem Beistande herbei; aber Lincoln, welcher schon an seiner Seite war, ergriff Whartons Flinte, die am Boden lag, und schlug so kräftig mit dem Kolben auf den Kopf des Tigers, daß dieser betäubt und überwältigt seinen Halt fahren ließ und in den Abgrund stürzte. Der unglückliche Lincoln aber hatte das Gewicht seines Schlages nicht berechnet; er taumelte vorwärts, rollte an den Abhang der Schlucht, breitete seine Hände aus, um nach Etwas zu seiner Rettung zu greifen — aber vergebens; — für einen Augenblick schwebte er über der graußigen Tiefe und fiel hinab, um nimmer wiederzukehren.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr unsern Lippen — dann herrschte für einige Minuten Todtenstille. — Als wir im Stande waren, einen Blick auf unsere eigene Lage zu werfen, fand ich Wharton besinnungslos an dem Rande des Abhanges liegen. Wir untersuchten seine Wunden und fanden ihn schrecklich zerrissen. Die Indianer sammelten einige Kräuter, durch deren Anwendung das Bluten gestillt wurde und dann verbanden wir seine verstümmelten Glieder.



Weinhüter und Winzerin aus der Umgegend von Meran in Tirol.



Romanen aus der Bukowina.



Bewohner von Meran in Tirol.



Polnische Bauernmusikanten.



Bewohner des Gömörer Comitates.



Bäuerin aus Jurgov in der Zips.



Bewohner des Csongrader Comitates.

Es war unterdessen Abend geworden; wir mußten uns bald entschließen, die Nacht über in einer Felsenkluft zuzubringen. Die Indianer zündeten ein Feuer an, um die wilden Thiere von unserem Lager abzuhalten; aber kein Schlaf kam in meine Augen. Ich setzte mich an Whartons Seite und horchte ängstlich auf sein schweres Athemholen; es wurde immer tiefer und schwerer und seine Hände bewegten sich in konvulsivischen Zuckungen. Auch seine Besinnung war noch nicht zurückgekehrt und in dieser Lage brachte er die ganze Nacht zu.

Am folgenden Morgen machten die Indianer den Vorschlag, unsern verwundeten Freund nach dem Dorfe zurückzutragen, welches wir den vorigen Tag verlassen hatten. Sie flochten einige starke Zweige zusammen und bildeten eine Brücke, um über den Abgrund zurückzugehen. Es war ein trauriger Zug. Auf dem Wege öffnete Wharton plötzlich seine Augen, schloß sie aber sogleich wieder und lag bewegungslos wie zuvor. Gegen Abend erreichten wir unsere Bestimmung und als unsere indianischen Freunde unsere Lage erkannten, drückten sie die regste Theilnahme aus; Alle umringten uns und ihr Klaggeschrei durchdrang die Klüfte, als sie das Schicksal des unglücklichen Lincoln erfuhren. Yanna brach in Thränen aus, und ihre Brüder, begleitet von einigen andern Indianern, eilten davon, um den Leichnam aufzusuchen.

Ich blieb bei meinem verwundeten Freunde, welcher noch unempfindlich für Alles dalag, was um ihn her vorging; Schlaf bemächtigte sich endlich seiner. Gegen Abend weckte mich ein Trauergesang und Weheklagen aus meinem Stumpfsinne: es waren die Indianer, die mit dem Leichname Lincoln's zurückkehrten. Yanna stand weinend neben mir. Ich eilte dem Trauerzuge entgegen, kehrte aber sogleich wieder zurück, als mein Blick auf den leblosen und verstümmelten Leichnam unseres jungen Gefährten fiel. Die Indianer hatten ihn auf eine Tigerhaut gelegt, welche sie mit grünen Zweigen bedeckten und trugen ihn dann zu dem Begräbnißplatze ihres Stammes. Yanna reichte ihm als Leichenstein den schönsten Schmuck, den sie besaß, ihr langes, schwarzes Haar, ein Opfer auf dem Grabe desjenigen, welcher wahrscheinlich in ihren unschuldigen Busen den ersten Keim der Liebe gelegt hatte.

Als ich am dritten Tage an Whartons Bette saß, bewegte er sich plötzlich, richtete seinen Kopf in die Höhe, öffnete seine Augen und sah starr in eine Ecke des Gemachs. Seine Gesichtsfarbe wechselte auf eine außerordentliche Weise: er wurde todtenbleich und schien einem Marmorbilde gleich. Ich sah, die Hand des Todes ruhte auf ihm. Während seine Blicke auf einen Punkt gerichtet waren, stöhnte er röchelnd: „Alles ist vorbei, — da steht es" — fiel zurück und verschied.

Inhalt.